

Slowakische Zeitschrift für Germanistik

2012, Jahrgang 4, Heft 2

Impressum

Slowakische Zeitschrift für Germanistik

Herausgeber:

SUNG - Verband der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei

SUNG - Spoločnosť učiteľov nemeckého jazyka a germanistov Slovenska

Anschrift des Verbandes:

Katedra germanistiky, Fakulta humanitných vied Univerzity Mateja Bela v Banskej Bystrici,
Tajovského 40, 974 01 Banská Bystrica

Erscheinungsweise:

jährlich 2 Hefte

Redaktionsrat

Vorsitzender:

Peter Ďurčo (Trnava)

Mitglieder:

Lívia Adamcová (Bratislava), Hana Bergerová (Ústí nad Labem), Ján Demčišák (Trnava), Dmitrij Dobrovoľskij (Moskau), Alena Ďuricová (Banská Bystrica), Róbert Gáfrík (Bratislava), Helena Hanuljaková (Bratislava), Viera Chebenová (Nitra), Vida Jesenšek (Maribor), Martina Kášová (Prešov), Dagmar Košťálová (Bratislava), Ružena Kozmová (Trnava), Heike Kuban (Bratislava), Jörg Meier (Klagenfurt), Roman Mikuláš (Bratislava), Ingrid Puchalová (Košice), Wolfgang Schulze (München), Georg Schuppener (Leipzig), Ladislav Sisák (Prešov), Libuše Spáčilová (Olomouc), Mária Vajičková (Bratislava), Nadežda Zemaniková (Banská Bystrica)

Anschrift der Redaktion:

Prof. Peter Ďurčo, CSc.

Katedra germanistiky

Filozofická fakulta UCM

Nám. J. Herdu 2

917 01 Trnava

durco@vronk.net

Technische Redaktion:

PhDr. Ján Demčišák, PhD.

Katedra germanistiky

Filozofická fakulta UCM

Nám. J. Herdu 2

917 01 Trnava

jdemcisak@gmail.com

Alle Beiträge der Slowakischen Zeitschrift für Germanistik werden einem internationalen wissenschaftlichen Begutachtungsverfahren unterzogen.

Povolené MK SR pod evidenčným číslom EV 3892/09.

ISSN 1338-0796

| | |
|---|---|
| <i>Ján Jambor</i> Vorwort zum Vorschungsprojekt TIMA | 5 |
|---|---|

STUDIEN

| | |
|--|----|
| <i>Dagmar Košťálová</i> Irena Brežnás „Die beste aller Welten“ im Spiegel des Intertextualität-Diskurses..... | 7 |
| <i>Katarína Motyková</i> Die Sprache in den Metaphern im Roman <i>Die undankbare Fremde</i> von Irena Brežná..... | 18 |
| <i>Ján Jambor</i> Von einem Mädchen über Solveig zu Agnes Intertextuelle und intermediale Bezüge des Titels Agnes in entstehungsgeschichtlichen Zusammenhängen | 26 |
| <i>Ralph Müller</i> „es ist unsere Geschichte“ - Kommentierende und kommentierte fiktionale Textwelten..... | 33 |

AUFSÄTZE

| | |
|---|----|
| <i>Ilpo Tapani Piirainen</i> Von slowakischen Archiven zur internationalen Germanistik..... | 40 |
| <i>Aleksandra Wróbel</i> Turnen und Turnsprache im 19. Jh. in Deutschland | 63 |
| <i>Michaela Kováčová</i> Soziale und kulturelle Rahmenbedingungen für literarische und publizistische Produktion deutschschreibender Frauen um 1900 auf dem Gebiet der heutigen Slowakei..... | 71 |

REZENSIONEN

| | |
|--|----|
| <i>Peter Ďurčo</i> Neues deutsch-russisches Großwörterbuch in drei Bänden. Hrsg. D. O. Dobrovoľskij, A. V. Šarandin, A. Baumgart-Wendt. Moskau: AST-Astrel, 2008-2010 | 90 |
| <i>Dagmara Špotáková</i> Kramer, Undine: Spezielle Wortschätze und ihre Kodifizierung in deutschen Wörterbüchern. Tradition, Konstanz und Wandel. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2010. 477 S. | 93 |

BERICHTE

| | |
|---|----|
| <i>Peter Ďurčo</i> Nachruf auf Prof. Dr. Dr. h. c. Ilpo Tapani Piirainen | 96 |
|---|----|

Nadežda Zemaníková

Deutsch für die Zukunft – Zukunft für Deutsch.

XI. Tagung des Slowakischen Deutschlehrer- und Germanistenverbands, Banská Bystrica98

Tobias Lambrecht

Tagungsbericht: Irena Brežná und Peter Stamm – zwei wichtige Stimmen der deutschsprachigen Schweizer Gegenwartsliteratur.....

102

Martin Surmánek

Weiterbildungsseminar für Übersetzer am Institut für Germanistik der Universität Prešov104

Autoren105

Manuskripthinweise107

Vorwort zum Forschungsprojekt TIMA

Irena Brežná und Peter Stamm – zwei wichtige Stimmen der deutschsprachigen Schweizer Gegenwartsliteratur, dies ist der Titel einer Veranstaltungsreihe, die vom 18. bis zum 20. September 2012 an der Universität Fribourg durchgeführt wurde. Sie fand zum Abschluss des Forschungsaufenthalts von Ján Jambor (Universität Prešov) statt, der im Rahmen von SCIEX-NMS.CH, einem Programm der CRUS (Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten) für Doktoranden und Postdoktoranden aus den neuen EU-Mitgliedstaaten, sechs Monate lang an der genannten Schweizer Universität tätig war. Neben ihm gehörten Ralph Müller (Universität Fribourg) und Dagmar Košťálová (Comenius-Universität Bratislava) zu den Antragstellern des Forschungsprojekts mit dem Titel *TIMA Transtextuality, Intermediality and Metafictionality in Peter Stamm's „Agnes“*.

Als Forschern und Vermittlern der Schweizer Literatur ist allen drei genannten Personen der grenzüberschreitende Aspekt ein wichtiges Anliegen. Für die deutschsprachige Schweizer Gegenwartsliteratur sind die Interkulturalität und die Transkulturalität typisch. Dies zeigt auch das Leben und Werk ihrer zwei wichtigen Stimmen – Irena Brežná und Peter Stamm. Die aus der Slowakei stammende Irena Brežná (geb. 1950) lebt seit 1968 in der Schweiz. Ausgehend von ihrem biographischen Hintergrund (Emigration mit den Eltern aus politischen Gründen, Arbeit als Psychologin und Dolmetscherin, politisches und journalistisches Engagement in Fragen der Menschenrechte) thematisiert sie in ihren Texten verschiedene Aspekte des schwierigen, aber unentbehrlichen Dialogs zwischen dem Fremden und dem Eigenen. Dies gilt auch für den 1963 in der Schweiz geborenen Peter Stamm, der längere Zeit im Ausland lebte und arbeitete (in Paris, den USA, Skandinavien, London). Die Protagonisten von seinen Romanen und Erzählungen bewegen sich zwischen Heimat und Fremde, Nähe und Ferne, Liebe und Tod.

Die Veranstaltungsreihe setzte sich zum Ziel, einen Beitrag zum interkulturellen und interdisziplinären Austausch zwischen Autoren, Wissenschaftlern und Lesepublikum zu leisten. Die im vorliegenden Dossier abgedruckten Vorträge gingen einigen relevanten Aspekten in den ausgewählten Werken der beiden Autoren nach. In ihrem Eröffnungsvortrag behandelte Dagmar Košťálová Brežnás vorletzten Roman *Die beste aller Welten* (2008) im Spiegel des Intertextualität-Diskurses. Die Linguistin Katarína Motyková (Comenius-Universität Bratislava) widmete sich der Metaphorisierung der Sprache in Brežnás neustem Roman *Die undankbare Fremde* (2012). Ralph Müller interpretierte Stamms Romane *Agnes* (1998) und *An einem Tag wie diesem* (2006) unter dem Blickwinkel der fiktionalen Textwelten. Ján Jambor untersuchte intertextuelle und intermediale Bezüge des Titels *Agnes* in entstehungsgeschichtlichen Zusammenhängen.

Irena Brežná und Peter Stamm nahmen nicht nur lebhaft an den Diskussionen zu den Vorträgen teil, sondern gaben auch je eine Lesung im Rahmen der Veranstaltungsreihe. Brežná las aus ihrem letzten Roman, für den sie am 4. Dezember 2012 mit dem vom Bundesamt für Kultur neu eingerichteten Eidgenössischen Literaturpreis für das Jahr 2012 ausgezeichnet wurde. Peter Stamm las aus seinem letzten Erzählband *Seerücken* (2011).

Neben der Fondation Jan Michalski pour l'Écriture et la Littérature Lausanne, mit deren großzügiger Unterstützung die Veranstaltungsreihe durchgeführt werden konnte, geht unser Dank an den Verband der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei und an dessen *Slowakische Zeitschrift für Germanistik* für das Angebot, die in Fribourg gehaltenen Vorträge im vorliegenden Dossier publizieren zu dürfen.

Ján Jambor

Irena Brežnás *Die beste aller Welten* im Spiegel des Intertextualität-Diskurses

Ein Versuch

Dagmar Košťálová

I.

Zu Beginn meiner Ausführungen möchte ich die aus der Slowakei stammende Migrantenschriftstellerin Irena Brežná kurz vorstellen. Mit 18 Jahren emigrierte sie 1968 mit ihren Eltern aus der ehemaligen Tschechoslowakei in die Schweiz. In Basel, wo sie bis heute lebt, studierte sie Russistik, Psychologie und Philosophie und arbeitete nachher als Russischlehrerin und Psychologin. In den 80er Jahren begann sie schriftstellerisch und journalistisch tätig zu sein. Sie schreibt auf Deutsch und erhielt für ihre literarischen und journalistischen Texte mehrere wichtige Auszeichnungen.

Als zur selben Generation gehörende Slowakin und Germanistin finde ich Brežnás literarische Texte, Essays und Reportagen nicht nur für das slowakische Lesepublikum interessant und wichtig. Ihr Themenspektrum ist beachtlich vielfältig, ihre Beobachtungsgabe und Sprache erstaunlich erfinderisch und ihr Mut zur kritischen Auseinandersetzung mit öffentlichen Belangen, wo und in welchem Sinne auch immer, nicht nur immer wieder beeindruckend abenteuerlich und mitunter lebensgefährlich, sondern auch überzeugend engagiert.

Geprägt von

Ich kenne Brežná seit meinem 15. Lebensjahr von der Schule. Geprägt von dem ladyhaften Stil ihrer Mutter sah sie damals wie eine dunkelhaarige Barbiepuppe aus. Wegen ihrer zerbrechlichen Schönheit und der feinen, hohen Stimme vermutete damals niemand, was sich dahinter an Tiefgründigkeit, Wandlungsfähigkeit und mit großer Neugier gepaarter Abenteuerlust verbarg.

Die Emigration, zu der sie von den Eltern gezwungen wurde, bedeutete für sie einen tiefen Existenzschock, der während der mühsamen Jahre in der Fremde all dies nach außen kehrte und zu ihrem großen Vorteil zu wandeln vermochte. Es ist für Brežná mit der Flucht in den Westen nicht nur eine Tür durch den Eisernen Vorhang aufgegangen, die Tür als solche ist aus ihrem weiteren Leben zur Gänze verschwunden.

1986 erschien ihr erstes Literaturwerk unter dem Titel *So kam ich unter die Schweizer. Slowakische Fragmente*, dem bis jetzt acht weitere Bücher folgten. Seit Jahren schreibt Brežná für schweizer und deutsche Zeitungen (NZZ, Die Weltwoche, Berliner Freitag u.a.) und engagiert sich, u.a. als langjähriges Mitglied der Amnesty International, immer wieder an vielen Orten der Welt. „Ich schreibe, wenn mich etwas zornig macht“ (vgl. Fajnerová 2012), meint sie selbst dazu.

Im Zentrum ihres Schaffens stehen Themen, die mit dem Erlebnis der Emigration, mit dem Heimat- und Sprachverlust und dem traumatisierenden sozialen Überlebenskampf in der kulturellen Fremde zusammenhängen. Dass eine solche Erschütterung zur lebenslangen und für ihr Werk zugleich überaus fruchtbaren Obsession werden kann, bezeugt u.a. ihr kulturelles „Nomadentum“, ihre unentwegt gesuchte Auseinandersetzung auch mit entfernterer kultureller, sprachlicher oder weltanschaulicher Fremde. In der Schweiz blieb sie wohnen, sie blieb dort jedoch nicht stehen.

Bevor ihr letztes Werk, *Die undankbare Fremde* (2012), erschien, neigte ich zu der Behauptung, am meisten, weil am fruchtbringendsten, müssten von Brežnás Texten ihre zu Hause gebliebenen slowakischen Landsleute profitieren. Sie erfahren darin manches wenig Schmeichelnde über sich und müssten sich darüber Gedanken machen, wären sie wirklich daran interessiert, eine moderne demokratische Nation zu werden.

Seit der Veröffentlichung des letzten Romans halte ich sie für eine literarische Stimme, die auch dem europäischen Westen, ihrer über vierzigjährigen neuen Heimat Schweiz im Besonderen, einen vergleichbar kritischen Spiegel entgegenzuhalten wagt und damit ihren eigentlichen Heimatort „dazwischen“ definitiv und mit beeindruckender Selbstsicherheit bestätigt.

II.

Brežnás Werk *Die beste aller Welten*, das nur 158 Seiten umfasst, erschien 2008 als „Roman“. Der Text ist aus 47 kürzeren oder längeren Abschnitten zusammengesetzt, in denen nicht chronologisch und auch nicht inhaltlich unmittelbar zusammenhängend erzählt wird. So entsteht der Eindruck eines mosaik- bzw. fragmentartigen Erzählens, wo erst das Textganze den nicht unkomplizierten inneren Zusammenhang bewusst und verständlich macht. Für Brežná ist diese Erzählform typisch. Es mag mit ihrem journalistischen Hintergrund zusammenhängen, wo es um ein Hin und Her zwischen ausgewählten Fakten der realen Welt und deren intellektueller Reflexion geht und nicht um durchgehend erzählte Fiktion. Worüber sie auch schreibt – es mit ihrem kritischen Geist durchleuchtend und es zugleich immer wieder verblüffend treffsicher poetisch umschreibend –, es hat immer in erster Linie mit ihrer eigenen realen Lebenszeit zu tun.

Die beste aller Welten ist ein autobiographischer Roman über den Alltag der jungen Protagonistin Jana in einer kleinen Stadt mitten im tiefsten Sozialismus. Die wiederholte Erwähnung des großen und starken Brudervolks, der Partisanen, der Feinde hinter dem großen Wasser oder des ehemaligen sozialistischen Sportfestes „Spartakiade“ verrät, dass es sich um ein Land im ehemaligen totalitären Osteuropa der 50er und 60er Jahre handelt, im Machtbereich der Sowjetunion politisch und wirtschaftlich hoffnungslos vor sich hin vegetierend. Slowakische und tschechische Leser, vor allem Brežnás Generation, erkennen in dem Land unschwer die ehemalige Tschechoslowakei, in dem Handlungsort die Stadt Trenčín, jenen Ort, wo sie aufwuchs, und in der Ich-Erzählerin die Autorin selbst. Nach ihren Angaben verarbeitet sie im Roman eigene Erinnerungen, sie fikionalisiert sie jedoch im Interesse eines zutreffenderen Auspointierens, was ihr ermöglicht, das eigene Einzelleben zugleich zu einer typischen Kindheit jener Zeit zu erheben. Der dadurch entstandene Abstand zwischen der Zeit des einst persönlich Erlebten und den pointiert umgeformten Erinnerungen im Augenblick des Niederschreibens gründet, denke ich, im Erfahrungsreichtum ihres 40-jährigen Migrantendaseins, in dem für sie die Auseinandersetzung mit der politischen, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Ost-West-Problematik von Anfang an eine sehr wichtige Rolle spielte. Der Umstand, dass dieses Werk erst so spät nach Brežnás Verlassen der Heimat entstand und dass sie aus der Sicht eines heranwachsenden Kindes erzählt, ermöglichte ihr, die einstige Heimat und die Welt ihrer Kindheit darin weder mit Nostalgie und Verlustgefühlen noch vor dem Hintergrund eines zu ernsthaft zurückerinnerten einstigen Ost-West-Antagonismus abzubilden. Entstanden ist ein Text, der über sehr viel Humor und ironische Distanz verfügt, zugleich aber viel Neugier gepaart mit intensiver Lebens- und Abenteuerlust ausstrahlt. An ein paar Stellen erweckt er den Eindruck, dass die Autorin in Janas Zukunftsphantasien mit 40-jährigem Abstand ihr eigenes späteres Gewordensein vorwegnimmt.

Brežnás Zeitgenossen lesen ihre Erinnerungen sicher mit großem Interesse, da ihre Kindheitserinnerungen, was die einzelnen Fakten angeht, sehr ähnlich ausfallen mögen. Denjenigen Lesern aus dem ehemaligen Osten, die seit spätestens 1989 unentschlossen hin und her überlegen, wie und aus welchem Grund sie das oder jenes im einstigen Sozialismus und im heutigen kapitalistischen Westen erlebten und erleben, hilft Brežnás Buch nicht nur, ihr ideologisch und politisch entzweites Leben klarer zu konturieren, sondern sich zugleich bewusst zu werden, dass die berühmten Worte Adornos von keinem richtigen Leben im falschen zumindest für das Kindesalter nicht unbedingt zutreffen müssen. Wie diffizil und gedanklich und sprachlich geschickt und gewitzt sie mit der sehr eigensinnigen Wahrnehmung der verfeindeten politischen Systeme seitens ihrer heranwachsenden Protagonistin umgeht, versuche ich nun im Weiteren aus intertextueller Sicht zu analysieren.

III.

Zur Einführung ein paar theoretische Überlegungen. In Anlehnung an den bachtinschen Dialogismus (Kommunikativität) der Schreibweise (1972: 351) meint Julia Kristeva: „Jeder Text baut sich als Mosaik von Zitaten auf“ (1972: 348). Roland Barthes behauptet dazu ergänzend: „Ein Text ist aus vielfältigen Schriften zusammengesetzt, die verschiedenen Kulturen entstammen und miteinander in Dialog treten, sich parodieren, einander in Frage stellen (2000: 190f.). Dieses alle Texte fundierende Merkmal, nur über permanenten gegenseitigen Austausch als Texte funktionieren zu können, bezeichnet Kristeva als „Intertextualität“ (1972: 351), als die Fähigkeit der Texte, auf diese Weise immer weitere neue Texte zu produzieren und dadurch stets Neues zu kommunizieren. Im Unterschied zu ihr spricht Gérard Genette in diesem Zusammenhang von „Transtextualität“ bzw. „textueller Transzendenz“, die er als das definiert, was den Text „in manifeste oder geheime Beziehung zu anderen Texten bringt“ (1993 : 9). „Die Gesamtheit von Diskurstypen, Äußerungsmodi [...], denen jeder einzelne Text angehört“ (1993 : 9), bilde nach ihm dessen „Architextualität“ als nur eine von fünf verschiedenen Formen transtextueller Beziehungen (Inter-, Para-, Meta-, Archi- und Hypertextualität). In Bezug auf die von Genette erwähnten verschiedenen Diskurstypen spricht Manfred Pfister von „Textkollektiva“ bzw. „textbildenden Systemen“ (1985: 53) und bezeichnet ihre Manifestationen in Texten als „Systemreferenzen“ (1985: 53), welche entweder eine Textpassage prägen oder einen fremden Text als Ganzes (über)formen können. Wichtig in unserem Zusammenhang ist seine Behauptung: „Der intertextuelle Bezug auf Diskurstypen reicht weit über literarische Vorgaben hinaus, ja hat gerade im Aufgreifen nichtliterarischer, dem gesellschaftlichen Leben unmittelbar verhafteter Sprach- und Textformen seinen Schwerpunkt“ (1985: 55). Seinen Gedanken weiter ausführend, meint Irina Rajewsky zur Intertextualität als nur einer Form des „Intermedialen“ - des in den 80er Jahren aufgekommenen neuen Begriffs, der potentiell Relationen zwischen allen medialen Ausdrucksformen unter sich zu subsumieren vermöge -, dass Intertextualität nicht auf die sog. „Hohen Künste“, ebensowenig aber auf die sog. „Neuen Medien“ beschränkt bleibe (vgl. 2012: 10). Demnach können nicht nur literarische, sondern ebenso publizistische sowie „Texte“ anderer Kunstformen und ebenso digitale Medien miteinander kommunizieren. Zusammengefasst können nach Rajewsky „Stoffe“ in ihrer Eigenschaft als „Texte“ aufeinander Bezug nehmen, „die unabhängig des Ursprungsmediums im kollektiven Gedächtnis einer Zeit verankert sind“ (2012: 13).

Interessant im Kontext dieser kurzen theoretischen Einführung und für die Analyse von Brežnás Werk geeignet finde ich auch die Überlegungen von Renate Lachmann und Karl Heinz Stierle zur literatur- und kulturkritischen Dimension des Intertextualitäts- bzw. Transtextualitätsbegriffs, die mit dem Problem der Sinnkomplexion zusammenhängen. Bei der „Übereinschaltung einer Vielzahl fremder Texte [...] oder der Wieder- und ‚Gegen‘-Schrift eines be-

kannten Textes als Replik, Kontrafaktur, Parodie etc.“, schreibt Lachmann, „geht es [...] um die semantische Explosion, die in der Berührung der Texte geschieht [...]“, um „Erzeugung einer semantischen Differenz“ (1984 :134). Das heißt, dass der durch diese Berührung bzw. das Zusammentreffen mehrerer Kontexte intertextuell organisierte Text mehrfach kodiert wird, indem sein Sinn von mehreren Diskurstypen, Äußerungsmodi etc. mitkonstituiert wird. Das Erkennen der neuen Sinnkomplexion ist nach Lachmann auf eine „Zeichengemeinschaft“ im Sinne eines sozialen Kontextes mit gemeinsamer kultureller Erfahrung angewiesen, in den der intertextuell aufgebaute Text in seiner Funktion als „Ideologem“ eingreift (vgl. 1984: 137). Den die intertextuelle und ideologematische Funktion umfassenden Text bezeichnet sie als „impliziten“ Text und zugleich als Ort der Überschneidung von Texten (vgl. ebd.), die kulturelle Erfahrungen als kommunikative vermitteln.

Im Zusammenhang mit einem solchen dialogischen Typ der Intertextualität und der nach Kristeva darin gründenden „Ambivalenz der Schreibweise“ in Literaturtexten (vgl. Kristeva 1972: 351) wendet Stierle polemisch ein, dass ein Werk in der intertextuellen Relation nur scheinbar sein Zentrum verliere und in eine bewegliche Identität eintrete (vgl. 1984: 142). Angesichts der von ihm genannten drei verschiedenen Perspektiven der intertextuellen Bezugnahme von Texten auf andere Texte (semiotische, phänomenologische und hermeneutische oder pragmatische) behauptet er, das semiotische Verhältnis von Denotation und Konnotation zwischen den sich aufeinander beziehenden Texten, das aus phänomenologischer Sicht dem Verhältnis von Thema und Horizont gleiche, konstituiere darin ein Sinnfeld, das aus dem Werk ein Zentrum des Sinns mache, welches intertextuell nicht dezentriert werden könne (vgl. 1984: 144f.). Hermeneutisch bzw. pragmatisch betrachtet, meint Stierle, sei keine intertextuelle Verweisung auf andere Texte intentionslos, sondern beziehe sich auf den von dem vorgängigen Text eröffneten Spielraum, indem sie dessen Sachbezug teile, sprich, über das beiden Texten gemeinsame Dritte selbst in die Sache verstrickt werde (vgl. 1984: 145) und somit den intertextuellen Text vielmehr situiere als dezentrierte: „Die ‚intertextuelle‘ Relation ist Moment der Identität des Textes selbst und gewinnt nur im Hinblick auf diese ihre spezifische Bedeutung.“ (1984: 146)

IV.

Wie sind nun diese theoretischen Überlegungen mit Brežnás Romantext zusammenzuführen? Angesichts der Tatsache, dass sie mit Ausnahme von zwei - drei Anspielungen nicht eingehender mit literarischen Texten arbeitet, versuche ich ihren Romantext als einen im Sinne von Genette transtextual bzw. architextual strukturierten Text auszuweisen, d.h. mit seinen eigenen Worten, dessen „Transzendenz“ als das zu definieren, „was ihn in eine manifeste oder geheime Beziehung zu anderen Texten bringt (1993: 9).

Da der Mensch selbst sowie all sein Tun im Sinne von Kulturleistungen als Texte zu verstehen sind, können Ideologiesprachen und Sprachen von Kulturepochen und Gesellschaftsschichten ebenfalls als Texte (Ideologeme) betrachtet werden, die über die geschriebene Form hinaus auch die mündliche Alltagskommunikation mitgestalten. Da sich, wie eingangs zitiert, nach Kristeva jeder Text als Mosaik von Zitaten aufbaut, müsste es sich auch bei Brežnás Romantext - der sich als das „eigentlich literarische(s) Werk“ (Genette 1993:) bzw. als „Posttext“ (Rajewsky 2012: 64) in Form von „Zitaten“ auf zwei „Prätexte“ (Broich 1985: 49) im Sinne von Diskurstypen bezieht: auf die Sprache der sozialistischen Ideologie einerseits und die Sprache der bürgerlichen Kultur andererseits, welche beide gegenüber der sich erst allmählich konturierenden eigenen Position (dem dritten Text der Ich-Erzählerin) im überwiegenden Teil des Textes semantisch dominieren und somit dessen Sinnintention maßgeblich prägen -, um einen architextual aufgebauten Text und daher um Systemreferenz handeln.

Im Folgenden versuche ich auf die semantische Architektur des Romantextes näher einzugehen. Bereits der Titel *Die beste aller Welten*, die Genette als eine Form des kommentierenden Paratextes bezeichnet (1993: 11), ist für den Leser, der weiß, woher Brežnás Text stammt, entsprechend der pragmatischen Perspektive Stierles bzw. der Zeichengemeinschaft Lachmanns ein wichtiger Hinweis nicht nur auf den politisch-ideologischen Ort bzw. die Orte der von der Autorin erzählten Zeit, sondern deutet auch ihren poetischen Umgang damit an. Ich komme später darauf zurück.

Indem Brežná ihre versteckte Autobiographie mit dem schon erwähnten langen Zeitabstand schreibt, möchte sie ihrem Mosaiktext neben den zwei Prätexten aus dem Blickwinkel der Erzählzeit auch einen von der Kinderwelt der Protagonistin bis zu ihrem eigenen Persönlichkeitsprofil als Autorin führenden und sie somit mit Jana verbindenden „roten“ Lebensfaden einfügen, der eine Art Anfangskontur für das Textganze darstellt und sich bis zum Schluss durch die beiden anderen Texte hindurchschlängelt. In Anlehnung an Stierle möchte ich behaupten, dass sich Brežná mit dieser ersten Textkontur zugleich den besagten „Horizont“ zum Thema schafft, ein das Werk zentrierendes Sinnfeld aufbaut, durch dessen Prisma sie das Textganze (den Posttext) in dessen architextualer Besonderheit vom Leser rezipieren lassen möchte. Die zwei hereingeholten Texte werden somit im Interesse der Aufrechterhaltung der Sinnidentität zu dessen zentrierenden Momenten.

V.

Was die Sprache der sozialistischen Ideologie (der erste Prätext) betrifft, hörte man, wie Brežnás Protagonistin Jana auch, als Kind im einstigen sozialistischen Osteuropa in der Schule täglich von der „besten aller Welten“. Die Schulkinder waren die glücklichen Auserwählten, die in der fortschrittlichsten und gerechtesten, sozialistischen Gesellschaftsordnung leben und sich auf die noch wunderbarere kommunistische Zukunft freuen durften. In der Sowjetunion hatten sie den besten und mächtigsten Freund und bewunderten aufrichtig die sowjetischen Kriegshelden und Partisanen, die ihnen am Ende des Zweiten Weltkriegs im Kampf gegen den bösen kapitalistischen Feind die Freiheit brachten. Es wurde ihnen von den revolutionären Traditionen ihrer eigenen sowie der Kulturen der im osteuropäischen Sozialismus vereinten Bruderländer erzählt. Sie pflegten die Gräber der für ihre Freiheit gefallenen sowjetischen Soldaten und freuten sich auf die festliche Weihung zu jungen Pionieren, der jüngsten Kampfgarde für die sozialistischen Ideale.

Janas Kinderwelt hat im Roman jedoch auch ein zweites, ein Gegengesicht. In die Schule kommt sie aus einem bürgerlichen Milieu, das im Osteuropa der Nachkriegszeit zum Opfer des ideologischen Expansionismus der Sowjetunion wurde. Dort hört und lernt sie, wie die meisten Kinder, etwas ganz anderes, worüber sie außerhalb der Familie auf keinen Fall reden darf. Von der deutschstämmigen und traditionsgläubigen bürgerlichen Großmutter sowie von ihrer lebenslustigen, anspruchsvollen und unternehmerisch geschickten Mutter wird sie zu Hause gegen den Einfluss der Schule erzogen (der zweite Prätext). Sie lebt in einer zweigeteilten Welt, ist als unmündiges Kind zwei ideologischen Prägungen ausgesetzt und sucht in dem Werte- und Prinzipienchaos Schritt für Schritt nach einer dritten, einer eigenen Denkweise und auf dieser aufbauenden Zukunftsvorstellung.

Brežnás Zusammenmontieren von Ausschnitten aus Janas Leben unterstreicht sehr geschickt das erzieherische Hin und Her, übermittelt die erzählte Kindheit jedoch zugleich als eine aufregende Zeit voll von Abenteuern, Phantasiespielen, Spaß und aufwühlend erlebten inneren Auseinandersetzungen. Auf die häufige Behauptung des einstigen Westens, Menschen hinter dem Eisernen Vorhang hätten dort kein glücklich machendes Leben geführt, erwidert das Buch mit einem Kindheitsbild, das man aufgrund seines phantasievollen Erlebnisreichtums und trotz

des Gefängnisaufenthaltes von Janas Mutter als subjektiv glücklich machend und für das eigene spätere Leben als überaus inspirierend bezeichnen kann. In diesem Zusammenhang komme ich noch einmal auf den Buchtitel zurück. Im Wissen um den erzählten Ort nimmt er sich vorerst als parodierend aus. Beim Lesen vom zwar nur vorübergehenden kindlich unverfälschten Glauben an den von der Schule als die einzig fortschrittliche und gerechte Gesellschaftsordnung mit einer idealen kommunistischen Zukunft verkärten Sozialismus wächst jedoch, wie bereits angesprochen, der Eindruck, durch das Zutun der kindlichen Naivität und Phantasie mag man tatsächlich auch mitten in einem totalitär beherrschten Umfeld authentisch eine Art „beste“ aller Welten erleben. In diesem Fall würde der auf den ersten Blick als von der Autorin parodierend gemeint gelesene Titel in Wahrheit nicht ganz zutreffen. Er ist daher zumindest zweideutig zu lesen, gegebenenfalls als Parodierung einer vorschnellen, ausschließlich systemkritischen Lesart seitens der westlichen Leser etwa.

An ein paar ausgewählten Beispielen soll nun die Welt der kleinen Jana und das intertextuelle (architextuale) Vorgehen Brežnás eingehender erörtert werden.

Gleich im ersten Textfragment sind die angesprochenen zwei Welten (und somit die zwei Diskurstypen) als nebeneinander, stellenweise als vereint bzw. verkehrt vereint gelebt (gesprochen) dargestellt. Der Text beginnt damit, dass Jana zu Hause im Hof an der Teppichklopfstange mit dem Kopf nach unten hängt, ein paar Übungen macht und sich nachher vor dem sie bewundernden Kinderpublikum verbeugt. Mutter und Großmutter klopfen Orientteppiche aus und „wenden ihre Gesichter vom [...] Staub unseres Lebens ab.“ (2008: 7) „Oh, glückliche Kindheit“, sagt zu Jana ein erwachsener Nachbar, „später gibt es dieses Paradies nicht mehr. Ich glaube dem dummen Mann nicht“, meint Jana (ebd.) und rennt weg. Daraufhin trainiert sie zum Ärger der Großmutter aus dem ersten Stock des Hauses mit den Hennen „freie Flügel“. „Die Hennen [...] haben Flügel, darunter ist ihr Drang zum Fliegen versteckt.“ (ebd.) Diese ersten Zeilen des Textes verraten schon sehr viel über Janas äußere und innere Welt. Orientteppiche und Staub des Lebens passen nicht richtig zusammen, vielmehr zeugen sie von zwei unterschiedlichen Welten, die zusammen in einer angesiedelt sind: von der allmählich verstaubenden Welt der gediegenen bürgerlichen Wohnkultur einerseits und der dieses Verstauben forsierenden proletarisierten Welt nach 1948 andererseits. Auch das von dem Nachbarn angesprochene schwindende Kindheitsparadies mag eine Anspielung auf die herrschende sozialistische Misere sein. Indem Jana auf seine Worte ablehnend reagiert und den Hennen das Fliegen beizubringen versucht, verrät sie mit ihrem Verhalten bereits die Geprägtheit durch die Schule und die neue Ideologie. Sie glaubt nicht nur an eine paradiesische Zukunft, daran, dass Fliegenkönnen Freiheit bedeute, sondern offensichtlich auch daran, dass diese in einem totalitären Land möglich sei. Der Sprache der bürgerlichen Welt der Orientteppiche, des Bewusstseins der einstaubenden, zukunftslosen bürgerlichen Existenz, von der Jana im Vorschulalter geprägt wurde und die ebenfalls immer wieder aus ihr spricht, steht seit ihrem Schulbesuch die Sprache ihres neuen, kindlich naiven und erst im Laufe der Jahre schwindenden authentischen Glaubens an ihr Land und dessen Politik gegenüber. Kennt man Brežnás andere Texte und die Art, wie sie sich darin als Autorin und Ich-Erzählerin in Einem selbst häufig darbietet, erkennt man in dem ersten Satz zugleich den Anfang des bereits erwähnten dritten Textes, da sie über die zwei erinnerten unterschiedlichen Welten, in denen Jana lebt, hinaus zugleich den Prozess ihrer von den beiden Welten zunehmend unabhängigen eigenen Entwicklung zu knüpfen beginnt, der dem mosaikartig aufgebauten Textganzen eine einheitliche Kontur verleiht. Die Vorführung auf der Teppichklopfstange, die offensichtlich bewundernden Beifall des Publikums hervorrufen soll, nimmt nicht nur die Rolle einer mutigen Kampfheldin und Abenteurerin vorweg, von der Jana von klein auf für sich träumt, sondern zugleich Brežnás eigene spätere Entwicklung zu einer unbestechlichen Kampfjournalistin, Menschenrechtskämpferin und Migrantenschriststellerin mit kritisch-aufklärerischem Anspruch.

In der erzählten Zeit ist Janas Familie somit eine Art Schnitt- bzw. Sammelort, an dem nach ihrer Einschulung drei verschiedene Welten mit ihren Sprachen zusammenkommen und nebeneinander oder durcheinanderlaufen. „Im Kopf habe ich eine Trennwand errichtet“, meint Jana, „rechts leben Familienworte und links Schulworte. Es gibt zwei Welten und zwei Sprachen, und ich gehe täglich wie eine Doppelagentin hin und her.“ (18) Mutter und Großmutter gehören zur überlebten alten bürgerlichen Welt, die abenteuerlustige Jana dagegen verfällt dem durch ihren naiven Glauben bis ins Absurde verkehrten ideologischen Bombast der Schule. Die Großmutter ist eine lebenserfahrene, nüchterne Realistin, streng gläubig und arbeitsam. Janas geliebte und von ihr bewunderte Mutter, paradoxerweise „ein Proletarierkind“ (18), das nach oben heiratete, ist vergleichbar mutig und abenteuerlustig wie ihre Tochter und möchte den mitgeheirateten kultivierten Lebensstil nicht mehr aufgeben. Jahrelang plant sie, mit der Familie in den kapitalistischen Westen zu emigrieren. Da diese Information an den falschen Ort durchsickert, kommt sie zu Beginn des Erzählens ins Gefängnis. Im Kontext der verschiedenen Welten spielt sie in Janas Leben eine besondere Funktion. Ihre Attraktivität, Eleganz und feinen Manieren gehören zwar als weibliche Attribute eher zum bürgerlichen Lebensstil, sie sprechen jedoch in dem politisierten Schulkind, das ins Teenageralter kommt, scheinbar getrennt davon auch dessen eigene erwachende Weiblichkeit an. Unterschwellig spricht Jana mit ihrer Mutter also noch in einer weiteren, vierten Sprache, auch wenn sie diese mit der von der Schule übernommenen „fortschrittlichen“ Weltsicht immer wieder in Frage stellt:

Obwohl Mama ein Proletarierkind ist, hatte sie verräterische Pläne [...] Bald werden wir [...] über die Grenzen fliehen [...] Ein Gedankenkarussell drehte sich in meinem Kopf. Wieso will Mama dorthin gehen, wo es Unterdrückung und Unrecht gibt? Ist sie eine Spionin? Will sie für viel Geld unsere lichte Zukunft zerstören? [...] Mama will hinter dem Meer leben, wo Proletarier mit verschmierten Gesichtern für Hungerlöhne Kohle schaufeln und ausgemergelte Kinder auf schmutzigen Straßen betteln. (18f.)

Janas Vater, ehemaliger Anwalt, hat offensichtlich keinen engeren Kontakt zu seiner Tochter, daher heißt es im Buch über ihn:

Er ist ein bürgerliches Element. Früher, als unser Leben noch nicht glücklich war, half er den Reichen noch reicher zu werden und beutete Proletarier aus [...] jetzt muss er zusammen mit Proletariern Brücken bauen, in einer grauen Arbeitskleidung. Bleibt ein bürgerliches Element lange mit Proletariern zusammen, gleicht er ihnen, wie unsere Hennen sich gleichen, und wird ein bewusster Mensch [...] Vater baut seit Jahren Brücken zusammen mit bewussten Proletariern, aber er hat immer noch dasselbe verbissene Gesicht. Kameradin Lehrerin fordert uns auf, ihr zu melden, wenn jemand in der Familie nicht bewusst ist. Wir schweigen.“ (ebd.)

Verwundert und verwirrt durch das Aufeinanderprallen der verfeindeten Ideologien zu Hause, im Kreis ihrer Nächsten, möchte Jana die Richtigkeit der eigenen so anderen Gedanken und Meinungen dadurch unterstreichen, dass sie sich auf Äußerungen der „Kameradin Lehrerin“, des „Kameraden Rektors“ und des „Kameraden Präsidenten“ beruft. Dass sich Brežná die damaligen slowakischen Anreden „súдруžka učiteľka“, „súdruh riaditeľ“, „súdruh prezident“ nicht als „Genossin“ und „Genosse“, wie es richtig hieße, zu übersetzen entschloss, ist meines Erachtens für den Romantext von zentraler Bedeutung. In der Zusammensetzung „Kameradin Lehrerin“, „Kamerad Präsident“ kommen für mich zwei verschiedene Texte zusammen. Die sich hinter diesen Wörtern eigentlich versteckenden offiziellen Anreden „Genossin“, „Genosse“ repräsentieren die Rede der Staatsideologie. Die für Janas Anreden gewählten Wörter „Kameradin“, „Kamerad“ sind im Gegensatz dazu Teil des von der Autorin gewählten besonderen Horizonts, einer Sichtweise, aus der sie im Ganzen an ihr Thema herangehen möchte. Diese soll dem Romantext ein semantisch einheitliches, die Identität des Textes zentrierendes Fundament unterlegen und zugleich die erwähnte dritte Sicht bzw. Rede der erwachsenen und

sich zurückerinnernden Autorin hörbar machen. Es sind Anreden, die von der Autorin aus der Erzählebene in die erzählte Zeit transportiert wurden, um anzudeuten, in was für einer emotionalen Verfassung Jana und Kinder im allgemeinen aufgrund ihres Alters die Institution Schule wahrnehmen und warum es nicht anders sein kann. Für Jana sind ihre Lehrerin und der Präsident des Landes von ihr aufrichtig bewunderte Idole, die in ihrer eigenen kleinen Welt, in ihrem kleinen Land den heldenhaften und siegreichen Kampf des großen und mächtigsten Freundes gegen die kapitalistischen Feindesländer mitverkörpern. Daher sind sie mehr als nur offizielle Personen, sind sie Respektpersonen und Freunde in Einem. Daher saugt ihr kindlich abenteuerliches Naturell gierig alles ein, was sie von ihnen hört. Was daraus wird, ist eine von der Autorin bis ins Absurde gesteigerte Parodierung der Ideologiesprache, worin sich nicht nur Janas Glaubensdrang, sondern auch das Ausmaß der totalitären Verdummungspolitik offenbaren:

Man soll täglich fortschrittlicher werden, wie unsere Heimat, die mehr und mehr Fabrikschlote bekommt [...] Wenn Kameradin Lehrerin Papier und Farbstifte verteilt, malen wir rote Fabrikschlote, aus denen ein stolzer, schwarzer Rauch steigt. Wird der Himmel über unserer Heimat schwarz und verdeckt er die Sonne, heißt es, dass es uns gut geht und die Industrialisierung vorwärts schreitet und wir keine Sonne brauchen [...] Kameraden Proletarier kümmern sich um mich [...] Wir haben [...] Wasserkraftwerke [...] gebaut. Unsere Flüsse sind gestaut und schmutzig; aber nur rückständige Länder haben saubere Flüsse. (21)

Ein anderes Beispiel:

Ich putze [...] die Zähne mit Äpfeln von unserem Baum. Vater bespritzt sie mit Gift [...] Obstgift ist eine Erfindung wie Penizillin [...] Früher, als Proletarier unterdrückt waren, gab es Äpfel mit fetten Würmern drin [...] Gift ist fortschrittlich [...] Wenn ich an Gift denke [...] bekomme ich heimatliche Gefühle [...] Es wäre Sabotage und Staatsverrat, das Gift nicht zu schätzen [...] Dem Gift verdanken wir alle unser tägliches Brot. (24)

Da die Mutter erst kurz vor Ende des Buches aus dem Gefängnis entlassen wird, erzählt Jana von ihr aus der Erinnerung. Nur mit der von den „Feinden“ abstammenden und daher, heißt es, ungewürzt kochenden, mageren und disziplinierten deutschen Großmutter (vgl. 114) kämpft sie täglich ihre kleinen ideologischen Kämpfe aus. Im Unterschied zu ihrer Schwiegertochter proletarischer Abstammung spricht die nach alter strenger Tradition erzogene Großmutter auch eine eigene bürgerliche Sprache. Ihrer Enkelin gegenüber verhält sie sich entsprechend autoritär und uneinsichtig: „Ich passe nicht in diese Familie“, denkt Jana.

Wenn Großmutter mir etwas befiehlt, frage ich: Warum soll ich es tun?, und sie sagt: Das muss so sein, so wurde es seit Ururzeiten gemacht [...] Großmutter hat es beim Pfarrer gelernt, der [...] die Messe mit Unsinn beendet, und die ganze Kirche murmelt es nach: So wie es am Anfang der Welt war, so soll es bleiben, jetzt und in alle Ewigkeit. Die Urmenschen waren die urururersten Revolutionäre [...] Kameradin Lehrerin sagt, die Urmenschen kannten keine Klassenunterschiede, daher sind sie unser Vorbild. (53)

Auch wenn sich die Großmutter ausnahmsweise fortschrittlicher zu denken bemüht, kennt die strenge Ideologin Jana kein Erbarmen mit ihr:

Großmutter lobt Vater dafür, dass er die Putzfrauen [...] grüßt, das sei edel von ihm. Sie sagt, früher haben bürgerliche Elemente die [...] Mägde nicht begrüßt, sie taten arrogant, um nicht zu verraten, dass sie die Landmädchen nachts geknutscht hatten. Großmutter hat keine Ahnung vom Wandel der Zeit, dass nämlich seliger Kamerad Revolutionsführer verkündet hat: Putzfrau soll Präsidentin werden! (66)

VI.

Ich möchte nun zur dritten Textebene im Werk übergehen, die, mit dem Romantitel beginnend, für die Rede der sich in ihre kleine Protagonistin hinein zurückerinnernden Autorin steht. In Form von Janas Selbstgesprächen unterbricht dieser Text mit seinem Auftreten meist nur ganz kurz die aufeinander bezogene Kommunikation und zugleich gegeneinander gerichtete Argumentation der miteinander verfeindeten Diskurse der Schule und der Familie. In den wenigen Augenblicken, in denen Jana die sie prägenden Welten der Schule und Familie vergisst und in sich selbst hineinlauscht, erkennt sie auf einmal andere, neue Seiten an sich. Sie formuliert ihre eigenen autonomen Wünsche und Ansprüche, die sie in der Zukunft einen eigenen, dritten Weg ahnen lassen und sie innerlich von den beiden Welten allmählich zu befreien beginnen. In den ersten Anzeichen dieser späteren Entwicklung von Jana scheint die Autorin im Nachhinein den Beginn ihres eigenen Weges ins Erwachsenenalter aufzuspüren. Diese Textebene kann also, wie behauptet, als die das architextual aufgebaute Werk sinnmäßig zentrierende Mitte, eine Art Sinnachse betrachtet werden, die dem Textganzen dessen Identität verleiht. Auch dazu einige Zitate:

Großmutter schimpft, ich hätte einen großen Mund und nennt mich Frosch [...] Sie sagt, [...] ein Mädchen soll [...] den Mund halten. Vater nennt mich eine Kaulklappe, ich sei aus einem trübgrünen Teich zu ihnen gekommen. Zu allem, was ich sage, lachen sie [...] Ich sehe Dinge, die sie nicht sehen, ich sehe Tiger und Löwen auf unserem Hauptplatz, [...] ich sehe die Wüste hinter unserem Haus, wenn ich lange aus dem Fenster starre, [...] All das sieht meine Familie nie. Auch Kameraden Proletarier sehen es nicht. (23)

Janas Welt ist eine Welt voll von Abenteuern, zusammengelesen und zusammenphantasiert aus Märchen, revolutionären Gedichten und heldenhaften Geschichten über sowjetische Kriegshelden und Partisanen, die die ideologische Prägung seitens der Schule durch emotionale Ergriffenheit und Faszination noch wirksamer machen sollen. „Auch ich bin stets bereit, unser Land zu verteidigen“, behauptet sie und rezitiert den berühmten Vers des slowakischen Dichters Samo Chalupka „Wähle lieber nicht zu sein, als ein Sklave zu sein.“ (13) Sie liebt die Lebensgeschichte von Juraj Jánošík, dem legendären slowakischen Anführer einer Räuberbande an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts und möchte selbst Bandenführerin, Heldin oder Piratin werden (vgl. 83), um Gutes und Großes zu tun. (vgl. 31) Weil sie sich aber mit ihrem Glauben an Wunder (vgl. 63) von ihrer Umwelt nicht verstanden fühlt, zieht sie sich immer wieder in den Zufluchtsort der Phantasie zurück:

Zwar bleibe ich im Hof, aber ich verschiebe mich mit atemberaubender Geschwindigkeit, wohin ich will. Ich sehe den Hof wie ein Stein ihn sieht [...] Ich brauche mir den Stein bloß zu denken, schon sitze ich in ihm drin, [...] Ich vergesse mich, krieche mit halboffenen Augen ins Hennenherz hinein, beobachte die Welt aus dem Inneren eines gedankenlosen Wesens, [...] borge dem Wasser meine Augen [...] führe lautlose Gespräche mit Bäumen. (105ff.)

Eines Tages reicht Jana ihre Phantasie jedoch nicht mehr, es zieht sie zu der Sprache der Gedanken, sie möchte plötzlich Chefredakteurin einer Zeitschrift werden (50): „Ich bin eine Sammlerin der Gedanken“ (27), heißt es, „Seit Mutter im Knast ist, kann ich schon heute ungehindert darüber nachdenken, wie die Dinge sind, wenn sie nicht sind, wie sie sind, sondern ganz anders. Aber wie sind sie dann? Darüber denke ich verbissen nach.“ (151) Ihre Mutter behauptet von ihr: „Du liebst deine Gedanken mehr als mich [...] Du bist klüger als ich.“ (87)

Janas Welt der Gedanken wurde offensichtlich sehr früh auch die Welt der kleinen Irena Brežná. Mitten im Text, wo Jana ihre Beziehung zur Musik in Worte zu fassen versucht, findet

man die Beschreibung ihrer geheimen Weltbetrachtung, die als Antizipation des von Brežná im späteren Alter selbst gegangenen Weges zu betrachten ist. Darin treffen sich Janas Welt und die Welt der sich hinter ihr versteckenden Autorin. Und zugleich lösen sich dadurch beide von den Welten der Familie und der Schule und beginnen ein vorerst vor der Außenwelt verborgenes Eigenleben:

Manchmal, wenn alle weg sind, komponiere ich, suche nach eigenen Melodien, horche, probiere aus, welcher Ton sich mit welchem anfreundet. [...] Ich taste mich auf der weißen Tastatur vor wie in einer unentdeckten Schneelandschaft, gezogen von weißen Polarhunden, wage mich auf die schwarzen Tasten hoch wie auf kahle verbrannte Tropenhügel, drücke mal weiß, mal schwarz [...] und notiere die Schritte der Expeditionen Note für Note in ein Geheimheft. Mein musikalisches Tagebuch liest niemand. Ich habe festgestellt, dass Dinge, die nur mich interessieren, von einer Schutzschicht umhüllt sind. Es gibt Geheimcodes, Geheimsprachen, es gibt ein geheimes Leben und feine Verbindungen zwischen den Eisbergen und den von der Sonne verkohlten Savannenhügeln, es gibt Melodien, die darauf warten, Welten zu verbinden, schwarz mit weiß, hoch mit tief oder mitteltief mit mittelhoch. (68)

Da Brežná viel mit Afrika zu tun hatte und einen schwarzen Sohn hat, ist sie in der angesprochenen schwarz-weiß Thematik unschwer in der Protagonistin mit zu erkennen.

Janas Geschichte endet damit, dass ihre Lehrerin eines Tages feierlich ein paar Fehler des verstorbenen Vaters aller Bruderländer (Stalin) auf seinem richtigen Weg zugibt: „Wie denn Fehler?“, fragt sich Jana.

Wir haben immer gelernt, dass er fehlerlos war. [...] Wer verbreitet solche Provokationen? Wird jetzt unser schönes Leben voller Fehler sein? Wenn unser aller Vorbild nicht vollkommen ist, wie sollen wir die vollkommene Zukunft vorbereiten? (162)

Ihr Schmerz über den Verlust des Glaubens an die beste aller Welten wird jedoch durch die Rückkehr ihrer Mutter aus dem Gefängnis in großes Glück verwandelt. Sie erkennt, dass es auch in ihrem Leben Dunkel und Hell, Gut und Böse gibt und das hereingebrochene Unglück im Leben bloß die Vorstufe und Voraussetzung des nachfolgenden Glücks ist. (vgl. 164) An dem beinahe zu versöhnlich stimmenden Ende des Romans schaut Jana stellvertretend für die Autorin erwartungsvoll in die Zukunft. Sie ahnt, dass sie auch dort wieder neue Unglücke erwarten. Eines davon sollte nur ein paar Jahre später zwar nicht das Leben der jungen Protagonistin, sondern das von Irena Brežná selbst von Grund auf verändern: der die politischen Hoffnungen des Prager Frühlings in den Boden stampfende Einmarsch der Armeen der Warschauer-Pakt-Staaten in die Tschechoslowakei im August 1968. Für die Autorin bedeutete er die nachfolgende unfreiwillige Flucht in den Westen.

VII.

Zusammenfassend betrachtet ist Brežnás Werk aus dem „Posttext“ (die beginnende Selbstreflexion der jungen Protagonistin Jana) und aus zwei „Prätexen“ („Systemreferenzen“) in Form von zwei antagonistisch aufeinander bezogenen Welten („Diskurstypen“) der Familie und der Schule zusammengesetzt. Der Romantext stellt daher ein Gefüge von drei verschiedenen Texten dar, von denen der erste mit Hilfe der zwei weiteren, miteinander konfrontierten Texte rückblickend den Emanzipationsprozess der Protagonistin von den Prägungen durch die Schule und Familie nachzuvollziehen versucht.

Die beiden Prätexen sind keine fremden Literaturtexte, sondern Texte bzw. Sprachen von zwei antagonistischen ideologischen Standpunkten, die als Stoffe zu betrachten sind, welche, noch einmal Irina Rajewsky zitierend, „im kollektiven Gedächtnis einer Zeit verankert sind“

und aufeinander Bezug nehmen. Im Erzählen der Protagonistin kommen sie nebeneinander gleichzeitig zu Wort und dynamisieren dadurch ihren inneren Reife- und Verselbständigungsprozess. Die von der Autorin teilweise parodierend zugespitzten absurd-komischen Paradoxien dieses Prozesses bilden den zentralen sinnkonstruierenden Teil des von ihr eröffneten Horizonts bzw. Sinnpotentials des Themas. Zugleich sind es gerade diese Paradoxien, die auf der einen Seite vom Ausmaß der Verunstaltungen der sozialistischen Ideologie in der täglichen Schulpraxis zeugen, zugleich jedoch auch davon, dass Kinder offensichtlich über einen untrüglichen Spürsinn für das Idealische der jeweiligen Weltdeutung verfügen, so dass sie diese Verunstaltungen früher oder später durchschauen können und sich auf dem entdeckten eigenen Weg nicht beirren lassen. Wie präzise das Brežná trotz des parodierenden Erzähltons zum Ausdruck zu bringen gelang, stellte ich fest, als es mir als ihrer Zeitgenossin glückte, im Roman stellenweise zugleich meine eigene Biografie mitzulesen.

Literaturverzeichnis

- Brežná, Irena (2008): *Die beste aller Welten*. Berlin: edition ebersbach.
- Barthes, Roland (2000): *Der Tod des Autors*. In: F. Jannidis, G. Lauer, M. Martinez, S. Winko (Hrsg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*, Stuttgart: Reclam, 181–193.
- Broich, Ulrich (1985): *Zur Einzeltextreferenz*. In: Ulrich Broich, Manfred Pfister (Hrsg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, 48–52. Tübingen: Niemeyer.
- Genette, Gérard (1993): *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. – Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fajnerová, Lucia (06.07.2012): *Irena Brežná: Píšem, keď ma niečo rozhnevá*. In: <http://kultura.pravda.sk/kniha/clanok/63374-irena-brezna-pisem-led-ma-niecp-rozneva/>
- Kristeva, Julia: *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman*. In: Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Bd. 3: *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft II*, Frankfurt/M.: Fischer, 345–375.
- Lachmann, Renate (1984): *Ebenen des Intertextualitätsbegriffs*. In: K. Stierle, R. Warning (Hrsg.): *Das Gespräch*, München: W. Fink, 133–138.
- Pfister, Manfred (1985): *Zur Systemreferenz*. In: Ulrich Broich, Manfred Pfister (Hrsg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, Tübingen: Niemeyer, 52–58.
- Rajewsky, Irina. O. (2002): *Intermedialität*. Basel: Francke.
- Stierle, Karheinz (1984): *Werk und Textualität*. In: K. Stierle, R. Warning (Hrsg.): *Das Gespräch*, München: Fink, 139–150.

Die Sprache in den Metaphern im Roman *Die undankbare Fremde* von Irena Brežná

Eine Metaphernanalyse

Katarína Motyková

Migranten sind Passanten nicht nur von einem Ort zu einem anderen, sondern auch von einem Zustand in einen anderen. Sie befinden sich oft in einem Zwischenstadium, wenn sie in einem neuen Land ankommen. In diese Situation gerieten auch die Personen in Brežná's Roman *Die undankbare Fremde*, sie landeten in einem Zwischenzustand, den der Begriff des Ethnologen Victor Turner „Zustand der Liminalität“ (Fischer-Lichte 2004: 305) passend bezeichnen würde. Turner etablierte den Begriff im Rahmen seiner Ritualforschung in Bezug auf Arnold Gennep für die zweite Phase einer sozialen Übergangserfahrung. In dieser Schwellenphase „wird/werden der/die zu Transformierende(n) in einen Zustand ‚zwischen‘ allen möglichen Bereichen versetzt, der ihnen völlig neue, zum Teil verstörende Erfahrungen ermöglicht [...]“ (Fischer-Lichte 2004: 305). Der Schwellenphase geht die Trennungsphase voraus, genau wie bei den Migranten, die aus ihrem bekannten Milieu herausgelöst werden, und nach der zweiten Phase folgt die Inkorporationsphase „in der die nun Transformierten wieder in die Gesellschaft aufgenommen und in ihrem neuen Status, ihrer veränderten Identität akzeptiert werden“ (Fischer-Lichte 2004: 305). Der Ich-Erzähler in Brežná's Roman geht es in erster Linie nicht um eine gesellschaftliche Akzeptanz, um die sie sich in dem neuen Land vergeblich bemüht, sondern sie ist ständig auf der Suche nach einer Lösung des Sich-Selbst-Findens in dem neuen Zustand. Sie scheint diese Lösung in der Sprache gefunden zu haben; vor allem wird die fiktionale Textwelt der Emigration mittels einer kreativen Art des Umgangs mit der Sprache mitkonstruiert, sie wird also erzählt, wie es die Protagonistin selbst in der Verbmetapher *die Welt erzählen* darstellt. Mit dieser Metapher wird angedeutet, wie unüberwindbar die Kluft zwischen Wort und Tat, d.h. zwischen der Fremden und ihrer ursprünglichen Kultur und Sprachgemeinschaft war: „Sie wollten die Welt lösen, ich wollte sie bloß erzählen“ (Brežná 2012: 29). Der durch Migration geschaffene neue Zustand benötigt eine sprachliche Lösung, denn „[d]ie in dem neuen Raum konstruierte Identität ist eng mit der Sprache verbunden und damit auf gewisse Art auf das sprachliche Verarbeiten angewiesen“ (Šedíková Čuhová 2012:24; übersetzt von K.M.). Im Roman *Die undankbare Fremde* überschneiden sich zwei narrative Räume, die inhaltlich und graphisch voneinander unterschieden werden: Erstens geht es um die Situation der Protagonistin, die sich mit der Realität der Emigration in einem neuen Land und mit anderen kulturellen Kodierungen auseinandersetzt, zweitens um die von der Protagonistin vermittelten Geschichtsfragmente aus ihrer Dolmetschertätigkeit. Beide Kapiteltypen stellen die Sprache in den Vordergrund. Brežná befasst sich mit der Kommunikation und dem Dialog zwischen den Menschen, mit dem Dolmetschen, das durch die sprachliche Kommunikation ermöglicht wird, aber auch mit dem Schweigen und der Sprachlosigkeit. Die wichtigsten Topoi in Bezug auf die Sprache als Thema sind das Dolmetschen, die sprachlichen Konventionen in der Heimat bzw. dem Gastland und der eigentliche Zustand der Emigration. Die Sprache wird nicht nur zum Instrument der Verständigung, sondern vielmehr zum Symbol der Distanz bzw. der Annäherung und schließlich zum Mittel sowie zum Ort einer neuen Existenz.

Die Sprache wird in diesen Zusammenhängen als Raum oder als Instrument konzeptualisiert, im Rahmen einer ontologischen konzeptuellen Metapher bekommt sie einen eigenen Geruch und Geschmack, oder wird als ein Lebewesen dargestellt, wie in der vorliegenden

Studie anhand der Beispiele von individuellen Metaphern (metaphorischen Äußerungen) zu sehen sein wird. Die Autorin verwendet kreative Metaphern, „die auf bekannte konzeptuelle Kombinationen verweisen“, aber sie schafft auch innovative konzeptuelle Metaphern, die „neue Konzeptkopplungen etablieren“ (Skirl/ Schwarz-Friesel 2007: 30). Die konzeptuelle Metapher ist als „die Charakterisierung eines Konzeptes, des Zielbereiches, durch ein Konzept, das als Ursprungsbereich fungiert“ (Skirl/ Schwarz-Friesel 2007: 10) zu verstehen. Alle metaphorischen Äußerungen „lassen sich auf ihre konzeptuellen Grundtypen zurückführen“ (Pielenz 1993: 72f.) und sie „können nur in dem Maße interpretiert werden, wie der zugrundeliegende Metapherentypus – zumindest implizit – rekonstruiert werden kann“ (Pielenz, S. 73). Christa Baldauf (in Skirl/ Schwarz-Friesel 2007: 38) unterscheidet in Bezug auf die deutsche Alltagssprache in diesem Zusammenhang die so genannten Konstellationsmetaphern, in denen es um die „Projektion ganzer, gestalthafter Konstellationen in abstrakte Bereiche [...]“ geht (in Skirl/ Schwarz-Friesel 2007: 38), die vielleicht den Strukturmetaphern bei Lakoff und Johnson entsprechen können, in denen „ein Konzept von einem anderen Konzept her metaphorisch strukturiert wird“ (1998: 22). Weiter werden von Baldauf Attributmetaphern, ontologische Metaphern und bildschematische Metaphern als verschiedene Arten von konzeptuellen Metaphern vorgeschlagen. Für die Analyse einzelner metaphorischer Äußerungen sind der Ko-Text und der Kontext von Bedeutung, um verfolgen zu können, ob und wie mittels der Metaphern auf die spezifischen in der Textwelt dargestellten Ereignisse reagiert wird. In dieser Studie wird also zwischen einer konzeptuellen Metapher und der Metapher im eigentlichen Sinne (individuelle Metapher, metaphorische Äußerung) unterschieden. Unter Metapher wird „eine Gesamtheit der Interpretation von metaphorischen Ausdrücken im Ko-Text (die Textumgebung) und Kontext (die unmittelbare Äußerungssituation) verstanden.“ (Müller 2012: 30) Die metaphorische Bedeutung entsteht durch die Interaktion vom Topic und Vehikel. Im Hinblick auf die Theorie der konzeptuellen Metapher entspricht nach Müller (2012: 83) dem Vehikel ein Quellbereich (in dieser Studie Ursprungsbereich), dem Topic ein konzeptueller Zielbereich. Das Vehikel kann aus einem oder mehreren metaphorischen Ausdrücken bestehen und deshalb werden „metaphorische Ausdrücke, solange sie im näheren Ko-Text auf dasselbe Topic und Vehikel verweisen, als Teil derselben Metapher betrachtet.“ (Müller 2012: 45)

Nichts scheint besser für eine Analogie zum Zwischenstadium geeignet zu sein als das Dolmetschen, jene sprachliche Tätigkeit, bei der es um einen durch einen Dritten vermittelten Sprachenwechsel geht. Bei einer solchen Vermittlung geht es nicht nur um die Übertragung einer Information, sondern auch um das Übersetzen des kulturellen Codes, vor allem beim Dolmetschen in emotional stark geladenen Milieus wie der Psychiatrie oder dem Gericht. Die Gesprächspartner sind in einem solchen gedolmetschten Dialog oft verletzbar oder bereits verletzt, außerdem ist der Dolmetscher einer Situation ausgesetzt, die Brežná als eine kulturelle „Kontinentalspalte“ (2012: 8) bezeichnet. Die strengen Vorschriften des Dolmetscherdienstes und die Spezifika der anstrengenden Situationen fanden ihren Ausdruck in vielen Metaphern für die Dolmetschertätigkeit oder für die Sprache als Arbeitsinstrument dieses Berufes. Als signifikant erwies sich in diesem Kontext die Genitivmetapher „Sprachfähre“ (Brežná 2012: 8, 63). Zum ersten Mal erschien diese Metapher in der Imperativform, als die Dolmetscherin metaphorisch ermahnt wurde eine Sprachfähre sein: „*Sei eine Sprachfähre. Führe die Passagiere hinüber, lege ab und lösche ihre Gesichter aus dem Gedächtnis.*“ (Brežná 2012: 8). Die Genitivmetapher ist in eine Prädikation eingebettet und bildet das Vehikel für die Dolmetscherin, also diejenige, die die Dolmetschertätigkeit ausübt. Im zweiten Beispiel agiert die Dolmetscherin nicht als *Fähre*, sondern als *Fährmann*, der die Aussagen der Menschen auf die andere Seite, in die andere Kultur hinüberbringen soll: „*Ich muss doch nicht den ganzen Menschen, sondern nur seine Worte auf der Sprachfähre hinüberbringen.*“ (Brežná 2012: 63). Bei beiden erwähnten Metaphern liegt die Vorstellung des bekannten Fährmannes nahe, der die Seelen über den Fluss Styx schiffte. Zum ähnlichen Ursprungsbereich des Transportmittels ge-

hören die Vehikel der folgenden Genitivmetaphern, die für das Dolmetschen stehen: „*Sprachfließband*“ (Brežná 2012: 85) und „*Sprachkarussell*“ (Brežná 2012: 96). Interessant und innovativ ist die Genitivmetapher „*Sprachpferd*“ (Brežná 2012: 86), die nicht für das Dolmetschen, sondern für die Dolmetscherin steht und in einer fortgesetzten Metapher entwickelt wird, in der der gedolmetschte Gesprächspartner, in diesem Fall der Psychiater, als Reiter in der asymmetrischen Gesprächssituation beschrieben wird: „*Das Sprachpferd hat den Reiter abgeworfen, er [der Psychiater, K. M.] stottert im freien Fall, versucht mich auf den rechten Pfad zurückzuführen, schlägt als nächsten Termin den Donnerstagnachmittag vor, aber ich bin schon weg, die Mähne weht im Galopp querfeldein*“ (Brežná 2012: 86). Aus einem anderen Ursprungsbereich entstammt das Vehikel der folgenden fortgesetzten Prädikativmetapher, in der das Dolmetschen als Katharsis durchs Feuer dargestellt wird: „*Das Dolmetschen ist ein Fegefeuer, alles verbrennt, nur Gold bleibt übrig.*“ (Brežná 2012: 74) Aus dieser Aufgabe des Dolmetschens ergibt sich in der folgenden Metaphernkette auch die Rolle der Dolmetscherin als einer Recyclerin und des Gesagten, mit der Genitivmetapher „*Wortmüll*“ bezeichnet, aus dem von der Recyclerin nur das Wichtige gerettet werden soll: „*Ich bin Recyclerin, die aus dem Wortmüll nur die nützlichsten Stücke rettet.*“ (Brežná 2012: 74)). Die konzeptuelle Metapher der Sprache mit dem Ursprungsbereich eines Raums erfüllt der folgende Vergleich: „*Als sprachlicher Notfalldienst kurve ich in Sprachen wie in verwinkelten Gassen herum*“ (Brežná 2012: 95). Das Adjektiv „*verwinkelt*“ unterstützt durch das Verb „*kurven*“ verweist darauf, dass die Kommunikation einem Labyrinth ähnelt, in dem man verloren gehen kann. Schließlich wird das kreative Potential der Sprache in der folgenden Verbmetapher dargestellt: „*Ich spiele Pingpong mit Sprachen, Kulturen, Fremdheiten, fange die Bälle und schmettere sie zurück, reich an Erfahrung, furchtlos, leicht und bejahe mein Emigrantenschicksal in seiner ganzen gnadenvollen Tragweite.*“ (Brežná 2012: 140) Die phatische Funktion der Sprache auf der anderen Seite wird in der Genitivmetapher „*Placebowirkung seiner Worte*“ (Brežná 2012: 56) hervorgehoben. Die Sprache als Topic wurde weiterhin in der folgenden substantivischen Prädikativmetapher dargestellt, es geht um einen Metaphernkomplex (Skirl/ Schwarz-Friesel 2007: 65f), durch den die Sprache als Lebewesen konzeptualisiert wird: „*Sprachen sind Wesen. Sie leben unter uns, lungern herum oder tänzeln, rattern, stocken, säuseln. Wir nähren und kleiden die Sprachen ein, sodass sie satt oder schäbig werden, unterernährt oder schick gekleidet.*“ (Brežná 2012: 9) Die Sprache kann gleicherweise wie ein Lebewesen in der folgenden Verbmetapher erdrosselt werden: „*Mit dem Gedanken einer mächtigen Schüchternheit, die die Sprache abwürgt, sind sie hierhergekommen, in langen Monaten hat er sich in ihnen verfestigt wie eine Zauberformel*“ (Brežná 2012: 78). Die Wortlosigkeit wird als Folge des ungesunden Lebensstils dargestellt, die personifizierte Sprache ist hier in zwei Metaphern vorhanden, in der ersten Verbmetapher wird die Sprache genauso wie in dem oben erwähnten Beispiel als ein Lebewesen getötet, in der anderen ist sie durch eine Apposition in eine Metapher eingebettet, die sie als Teil einer Liebesbeziehung mit dem physischen Körper manifestiert: „*Das virtuelle Reich verschluckt den Körper samt der ungeborenen Sprache. Körper und Sprache. Ein Liebespaar, das täglich ermordet wird*“ (Brežná 2012: 79). Die damit erreichte Stummheit setzt sich in der Verbmetapher fort, in der das Wort als eine materialisierte Manifestation der Sprache als das vergiftete Stück Apfel in Schneewittchens Hals in der Allusion auf das bekannte Märchen beschrieben wird: „*Da fällt ein Wort aus seinem Mund heraus, wie ein Stück Apfel, das in Schneewittchens Hals stecken geblieben ist, ein richtiges Wort aus drei Silben. Ein Wort, das die Welt gebiert*“ (Brežná 2012: 80). Die Metapher wird weiter diversifiziert, und die Worte werden bildlich in Geld verwandelt, wofür „*ein bescheidenes Haus der Sprache*“ (Brežná 2012: 80) gebaut werden kann: „*Eines Tages wird der sprechende Junge aus seiner fernen Zukunft in die Vergangenheit zurückkehren und den Eltern Worte wie hart verdiente Geldscheine schenken, damit sie sich daraus ein Haus bauen.*“ (Brežná 2012: 80) Die Redeweise als Manifestation der Identität wird zum Topic vieler Metaphern in den Kapiteln aus dem Dolmetscher-Beruf der

Protagonistin. Die Sprache wird zur Charakteristik des Menschen wie im folgenden Vergleich, durch den eine Ähnlichkeit zwischen der bestimmten Redeweise einer der gedolmetschten Personen und einem Schwein geschaffen wird: „*Ihre Sprache ist wie die Sau, mit Fett durchzogen.*“ (Brežná 2012: 83) Aus dem Ko-Text ergibt sich, dass diese Frau tatsächlich Schweine füttert und schlachtet. Ein enger Zusammenhang zwischen der Beschäftigung einer der Figuren im Roman und ihrer Sprache wird auch in anderen Metaphern verwendet, womit eine Art Analogie, eine Art vertikaler Metaphorizität gebildet wird. Ein anderes Beispiel bietet die folgende Verbmethapher: „*Fünfzehn Jahre lang sprang sie um Damenköpfe herum, und ihre Sprache floss gedankenlos wie das Wasser, mit dem sie Haare wusch. Doch bisweilen waren die Worte scharf wie die Schere.*“ (Brežná 2012: 115) Die Sprache wird zur Waffe in der Verbmethapher aus derselben Geschichte: „*setzt ihre schnelle Sprache zur Abwehr ein*“ (Brežná 2012: 116). Das Sprachlernen als Symbol des wachsenden Abstandes gegenüber dem Herkunftsland und somit als ein Instrument zur Annäherung an das neue Land ist in der folgenden Metapher zu finden, die als eine Art der metaphorischen Apposition zu betrachten ist: „*Der Sohn spricht die fremde Sprache leicht und schnell, redet zu klug, zu weich, er kommt dem Gastland entgegen, entfernt sich vom Land der Urväter.*“ (Brežná 2012: 123) Die Sprache wird andererseits als eine Möglichkeit der Annäherung positiv wahrgenommen, indem die Protagonistin durch das verschiedene sprachliche Handeln (z. B. fragen nach dem Weg, begrüßen von Hunden und plaudern mit ihren Besitzern usw., Brežná 2012: 64) dem neuen Lande nahe zu kommen versucht.

Die Metaphern im Kontext der Emigration entsprechen den Phasen einer Trauer- oder Trauma-Verarbeitung: von Verdrängen und Wut bis zur Akzeptanz. Brežná's Ich-Erzählerin ist am Anfang des Romans *Die undankbare Fremde* etwa wie die Personen in *The Ground Beneath her Feet* von Salman Rushdie „[...] die ihre Migration als einen komplizierten Prozess der Übersetzung, als fortwährende Verwandlung erleben, voller liminaler Spielräume, Durchgangsstadien und Irritationen“ (Bachmann-Medick 2009: 269). Die Protagonistin bekennt sich zuerst zu ihren Landsleuten, um später Abstand von ihnen zu nehmen und ihr Zuhause unter anderen Fremden zu finden: „Ich fing an, über die Grenzen zu gehen, um noch mehr Fremdheiten einzufangen, wechselte Sprachen, weitete den Blick. Nun lebte ich in vielen Fremdheiten“ (Brežná 2012: 126); um schließlich in der Spalte zwischen (oder besser gesagt unter) den Kulturen ihren Platz zu finden: „Dort, irgendwo zwischen den Welten, ist ein Platz für mich. Er wurde nicht für mich reserviert, ich habe ihn mir errungen“ (Brežná 2012: 131). In den Kapiteln, die sich den von der Dolmetscherin wiedererzählten Geschichtsfragmenten aus ihrem Berufsleben widmen, treffen die LeserInnen fast ausschließlich die ersten Phasen nach einem Trauma wieder, und genauso wie die Dolmetscherin können sie der weiteren Entwicklung der Situation nicht folgen. Die Fragmente werden wie eine Reihe prototypischer Situationen gelesen, die im Zusammenhang mit der Flucht aus der Heimat entstanden sind. Dagegen kommt man viel weiter in der Fortführung des Geschichtsstrangs in denjenigen Kapiteln, in denen die Protagonistin über ihr alltägliches Leben in dem neuen Land erzählt. Als zentral ist hier die Opposition zwischen dem Bekannten, der Heimat und dem Unbekannten, der Fremde zu sehen. In diesem Zusammenhang kommt die Metapher einer „Zwangsche“ (Brežná 2012: 35, 122) der Protagonistin mit dem Gastland vor. Das Gastland wird als der Mann (der Handelnde) in dieser Beziehung beschrieben. Die Protagonistin versucht vergeblich zuerst das Gastland ihren Gewohnheiten anzupassen (Brežná 2012: 19). Mit der Metapher dieser Zwangsrelation ist die Kompositummetapher „eine tragische Sprachehe“ (Brežná 2012: 114) kohärent, die für die gezwungene Opposition Dialekt – Hochsprache zwischen den Dialekt sprechenden Einheimischen und der Hochsprache redenden – Protagonistin steht (Brežná 2012: 29). Die metaphorische Ehe zwischen der Schweiz und der Protagonistin entwickelt sich, sie lernt die guten Seiten des Gastlandes kennen und bewertet als positiv, dass hier „Wort und Tat als symbiotisches Paar“ (Brežná 2012: 127) koexistieren.

Die Sprache ist das Vehikel in der folgenden Metapher für die Heimat: „Für mich war mein Land verspielte Muttersprache gewesen...“ (Brežná 2012: 18). Die Muttersprache wird andererseits mit den metaphorischen Ausdrücken „dick“, „privat“ in der Adjektivmetapher metaphorisiert: „Die Sehnsucht nach barocker Nähe zu beliebigen Mitmenschen, nach dicken, privaten Worten wie bauchigen Engeln, wurde immer schwächer. Begegnete ich einmal mehr auf knochige Information abgemagerter Sprödhheit, ertrug ich sie standhaft, ohne Schmerzen“ (Brežná 2012: 131). Die Begriffe „knochig“ und „abgemagert“ stehen in dieser Metapher für die Fremdsprache. Ein Komplement der Heimat ist das Zuhause-sein-Gefühl, und das Zuhause wird im Text mit einem Ort gleichgestellt, „wo man motzen darf, und ich hatte kein Zuhause.“ (Brežná 2012: 23) Das Motzen ist wie eine spezifische mit der Sprache realisierte Tätigkeit zu verstehen. Diese Tätigkeit wird mehrmals im Roman aufgegriffen, z.B. als Symbol der Meinungsäußerungsfreiheit in der folgenden Genitivmetapher, in der „die Heimat“ als der metaphorische Ausdruck funktioniert: „Ich fand sie, die Heimat des Motzens. Ich fand ein neues Wir. Da war sie, die Meinungsäußerungsfreiheit. Nicht per Gesetz garantiert, wir lebten sie im Untergrund wie in den Diktaturen, aus denen wir geflüchtet waren.“ (Brežná 2012: 103) Die Sprache und das Motzen kommen auch in der folgenden Metapher vor, die konzeptuell als ontologisch bezeichnet werden kann, denn mit ihr werden die Sprache und schließlich das Motzen als ein Behälter dargestellt: „Wir waren ein uneiniges Volk, unorganisiert, unrevolutionär, geschwächt von Minderwertigkeitsgefühlen, unsicher in der neuen Sprache [...] einig und aufmüpfig nur im geheimen Motzen.“ (Brežná 2012: 104)

Der Versuch sich mit der neuen Sprache auseinanderzusetzen wird mit der folgenden fortgesetzten Prädikativmetapher dargestellt, in der die metaphorisch verwendeten Adjektive „zerklüftet“ und „ein Loch“ einem gemeinsamen Ursprungsbereich des Zwischenraums zugeordnet werden können: „Und meine Sprechweise in der neuen Sprache war verdächtig zerklüftet. Ein Fehler geschah, ein Loch tat sich auf. Die Einheimischen mochten geglättete Verhältnisse, zubetonierte Löcher.“ (Brežná 2012: 22) Die Spalte zwischen der Heimat- und Fremdsprache zeigt sich in den sprachlichen Ritualen, wie z. B. in der nächsten Prädikativmetapher, in welcher der mittels der Sprache realisierte Verstoß gegen die Konventionen als ein gewaltiges Annäherungsinstrument figuriert: „„Grüezi“ war keine Sucht nach Nähe. Wagte jemand darauf mit einem eigenen, verspielten Wort zu antworten, war es ein sich in die Tür stellendes Bein. „Grüezi“ war nämlich nichts mehr als das an der Tür hängende Schild „Nicht stören!““ (Brežná 2012: 92). Das Nichtverstehen der sprachlichen Konventionen wird als kultureller Analphabetismus und die Floskel in der folgenden Prädikativmetapher als Schlüssel bezeichnet, unterstrichen mit der Wiederaufnahme vom metaphorischen Ausdruck: „Eine Analphabetin war ich, brauchte Jahre, um diese zwei Worte lesen zu lernen. Dabei waren sie der Schlüssel zu meinem Gastland. Ein Schlüssel, mit dem kein Schloss zu öffnen war“ (Brežná 2012: 92). Im Roman sind weiterhin mehrere Metaphern zu finden, die das ritualisierte sprachliche Handeln darstellen. Ein anderes Beispiel ist die Entschuldigung als eine Art der sprachlichen Konvention, die durch eine substantivische Prädikativmetapher dargestellt wird: „Entschuldigungen waren der Weichspüler. Sie sollten die mitmenschlichen Beziehungen geschmeidig machen. Am besten fuhr, wer sich schon präventiv absicherte: „Salü, exgüsi.““ (Brežná 2012: 92f.) Die Opposition des Eigenen gegenüber dem Fremden zeigt die folgende Prädikativmetapher, mit der das Komplement als typisch für die Heimatkultur und der Vorwurf für die schweizerische Kultur im Kontext des Flirtens dargestellt werden: „Ein Kompliment ist unpädagogisch, ein korrupter Schmeichler, es schafft eine süßliche, den Verstand vernebelnde Atmosphäre.“ (Brežná 2012: 57) „Ein gut gezielter Vorwurf“ dagegen „spornt zum Durchhalten an, ist ein Schnitzmesser für den Charakter. Da waren sie großzügig und bedienten sich derber Sprachspiele. [...] Der Vorwurf war der Königsweg zum anderen.“ (Brežná 2012: 57) Als letzte Metapher in dieser Kategorie nenne ich eine fortgesetzte Metapher, deren metaphorische Ausdrücke dem Ursprungsbereich des Essens zugeordnet werden können: „Würden sie Sprachwitz servieren,

könnte der Braten anbrennen. War das Heim von Frauenhand aufgeräumt, der Mann gesättigt, pflegte er ein wenig Philosophie und zum Dessert kamen Witzeleien.“ (Brežná 2012: 81) Die Sprache als Essen figuriert auch in der folgenden Metapher, zuerst mit metaphorischen Ausdrücken aus dem Ursprungsbereich des Essens und Kochens dargestellt, indem die Fremden in der Verbmethapher von den Einheimischen mit den Dialekten wie mit einer Speise bewirtet werden, weiter wird in der Apposition eine Genitivmetapher verwendet: „Die Einheimischen liebten es, die Fremden mit ihren Dialekten zu bewirten, eine Mundartspeise nach der anderen.“ (Brežná 2012: 113) Die Appositionsmetapher „Sie führten uns von Tal zu Tal, von Dialekthof zu Dialekthof“ (Brežná 2012: 113), in der die typischen Merkmale der schweizerischen Landschaft auf den Dialekt projiziert werden, spiegelt sich weiterhin in der synästhetischen Adjektivmetapher, in der die taktile und visuelle Erfahrung mit der Alpenlandschaft auf die Rede-weise projiziert wird: „Bündig, steinig wurde hier gesprochen.“ Die fortgesetzte Metapher, die den Dialekt als einen Raum darstellt, wird mit Metaphern mit Vehikeln aus anderen Ursprungsbereichen verflochten, z. B. wird die Sprache auch als ein Tänzer metaphorisiert. Es wird kohärent auf die bereits erwähnte bündige, steinige Art des Dialekts hingewiesen, die malerische visuelle Sinneswahrnehmung wird auf die Sprache projiziert: „Die Sprache tänzelte nicht in Parkettsälen, sie kannte keinen Müßiggang, den Schöpfer der Eleganz. [...] In den engen Dialekttäälern war eine andere Lebenserfahrung kodiert als die meine. Ich war keine beschauliche Sommergästin, die sich an ihren pittoresken Lauten hätte erfreuen können, sondern verdammt dazu, mich hier einzurichten“ (Brežná 2012: 113). Eine Synästhesie wird auch geschaffen, indem der Dialekt als Geruch, als Erkennungsmerkmal des Fremdseins in der folgenden Verbmethapher dargestellt wird: „Wer nicht nach Dialekt roch, blieb ein fremder Fötzel. In ihm sah man nicht den Gast, der Ferne und Weihrauch bringt. Die Dialekte kannten keinen Flug um des Fliegens willen, nur Bodenhaftung.“ (Brežná 2012: 113) Die letzte Äußerung entwickelt die bereits erwähnte Adjektivmetapher des Dialekts. Der Dialekt wird konzeptuell im Rahmen einer ontologischen Metapher als Behälter dargestellt: „Mara wollte im Dialekt das Offensichtliche verbergen“ (Brežná 2012: 115). Eine andere metaphorische Äußerung aktualisiert die konzeptuelle Metapher, in der die Sprache dem Ursprungsbereich des Weges zugeordnet werden kann. Die Sprache gilt als Schneidepunkt der Wege, auf dem man sich entweder für die Richtung des einheimischen Dialekts oder für die Richtung der Hochsprache entscheidet: „Auf der Sprachkreuzung trennten wir uns. Mara tat es nicht aus Sprachlust, sie beschloss bloß, hier anzukommen. Ihre Anbiederung schmerzte mich“ (Brežná 2012: 115). Der Dialekt wird in diesem Fall als ein Annäherungsmittel an die fremde Kultur geschildert, es ist aber kritisch als ein Anbiederungsversuch zu verstehen. Den Beschluss nicht im Dialekt zu kommunizieren, drückt die Protagonistin mit diesem Oxymoron und in der danach folgenden Aussage aus: „Die Schriftsprache redend, habe ich täglich gesagt: ‚Die Dialekte gehören euch. Ich werde sie verstehen lernen, aber selbst nicht sprechen‘“ (Brežná 2012: 114).

Wenn der Emigrationszustand auf der Projektionsfläche der Auseinandersetzung der Protagonistin mit der neuen Sprache und dem Dialekt angegriffen wird, gilt die Sprache als eine Identitätsmarkierung, z. B. in der Genitivmetapher die „Sprachwürde“ (Brežná 2012: 114) oder in dem folgenden Metaphernkomplex, in dem die Genitivmetapher *die Burg meiner Sprachidentität* und die Verbmethapher *Identität zu verteidigen* in eine Prädikativmetapher eingebettet sind: „Die Burg meiner Sprachidentität täglich zu verteidigen, war aufreibend“ (Brežná 2012: 114). In Bezug auf die Schriftsprache kommen mehrere sich wiederholende konzeptuelle Metaphern vor, in denen das Vehikel z.B. dem Ursprungsbereich des Geruchsinnens angehört, ähnlich wie in der bereits erwähnten Metapher, die den Dialekt auch als einen Geruch beschreibt: „Ich wollte die Schriftsprache, sie roch nach nichts...“ (Brežná 2012: 113). Die Hochsprache (Schriftsprache) wird als rational (im Gegensatz zur Muttersprache und zum Dialekt, die als emotional metaphorisiert werden) dargestellt, wie z.B. in der Genitivmetapher „Kopfsprache“ (Brežná 2012: 113) oder in der folgenden fortgesetzten Metapher: „sie kam nicht von

unten aus dem Bauch, sie empfanden sie als abstrakt und antiseptisch“ (Brežná 2012: 113). Das Konzept des Raumes wird in der folgenden fortgesetzten Metapher auf die Sprache projiziert, mit der sie als ein Haus und schließlich ein Balllokal bezeichnet wird: „Ich wollte die Schriftsprache [...] ein leeres, weiß getünchtes, mehrstöckiges Haus, mit geräumigen Zimmern und hohen Decken. Hier wollte ich einziehen und Sprachbälle veranstalten“ (Brežná 2012: 113). Auch das Vehikel in den folgenden Metaphern wird dem Ursprungsbereich eines feierlichen Ereignisses oder eines Tanzfestes zugeordnet. Im Gegensatz zur Kommunikation im Dialekt, der, wie schon angedeutet wurde, nicht tanzen kann, wird die Kommunikation in der Hochsprache zum Tanz: „Nun verteilte ich die Karten: Ab und zu fand sich jemand für solch verfeimte Orgien, kreiste zusammen mit mir auf dem Parkett, es schwindelte uns, wir tranken be rauschende Worte. Doch meinen Tanzpartner traf für diese Leichtfüßigkeit die Verachtung seiner Landsleute“ (Brežná 2012: 114f). Die Schriftsprache wird zum Zielbereich von konzeptuellen Metaphern mit dem Herkunftsbereich der Geradheit, der der metaphorische Ausdruck „ein aufrechter Gang“ entspricht: „Eine stümperhafte Schriftsprache ist ein aufrechter Gang, hinkend zwar, doch ein Eingeständnis des Fremdseins“ (Brežná 2012: 115).

Der Name ist ein wichtiger Teil der menschlichen sprachlichen und sozialen Identität. Mit der Adjektivmetapher für den gestrichenen grammatischen Suffix „meine runde, weibliche Endung“ (Brežná 2012: 5) wird das Gefühl einer „Verstümmelung“ (Brežná 2012: 5) dargestellt. Der verstümmelte Name ist damit kahl und männlich wie in der folgenden Adjektivmetapher, die als eine fortgesetzte Metapher bezeichnet werden könnte: „Was sollte ich mit dem kahlen, männlichen Namen anfangen? Ich fro“ (Brežná 2012: 6). Ein solcher Name ist als metaphorischer Ausdruck im folgenden Vergleich zu finden: „Ernste, magere Frauen in zerknitterten Leinenhosen, schmucklos wie mein neuer männlicher Name, gingen vorbei...“ (Brežná 2012: 7). Die für das Slowakische typischen graphischen Zeichen, von einem Beamten „Firlfanz“ (Brežná 2012: 5) und von der Protagonistin „Flügel und Dächlein“ (Brežná 2012: 5) genannt, werden viel später im Text und in der fortgeschrittenen Zeit der Geschichte als „Flügelchen, die er mir abgeschnitten hatte“ (Brežná 2012: 110) von der Protagonistin selbst wieder hinzugeschrieben. Die Protagonistin bekommt durch diese grammatikalische Metapher ihre verlorenen Flügel wieder. Auch der geraubte Name wird ihr vor dem Gericht auf eigenes Verlangen zurückgegeben: „Da holte ich mir beim Gericht meinen Namen zurück, den weiblichen, den mir der Hauptmann bei der Einreise geraubt hatte“ (Brežná 2012: 110). Die Emigration kreativ modifiziert in *Emigracia*, um einem Namen ähnlich zu werden, könnte als eine innovative konzeptuelle Metapher verstanden werden: „Ich heiße Emigracia. Meine Heimat ist Ausländerin. Von hier lasse ich mich nicht mehr emigrieren“ (Brežná 2012: 104). Einen Namen bekommt man durch den deklarativen Sprechakt während des Rituals der Namensgebung. Indem sich die Protagonistin selbst *Emigracia* nennt, verändert sie ihre Wirklichkeit entsprechend dem Gesagten, denn mit den Deklarativa „wird die Übereinstimmung zwischen Welt und Wort hergestellt“ (Krämer 2001: 67).

Als zentral verstehe ich diejenigen Metaphern, die die Emigration konzeptuell als einen Zwischenraum bezeichnen und diejenigen, die die Kulturidentität als ein Patchwork darstellen. Von der Metapher der Kontinentalspalte (Brežná 2012: 8) gelangt die Protagonistin zur Metapher eines Patchworks (Brežná 2012: 136). Die längst gesuchte und schließlich gefundene Lösung drückt die Protagonistin mit der folgenden Metapher aus: „Als ich es aufgab, mich dazu zu zwingen, hier um jeden Preis landen zu müssen, blieb ich im wohligen Schwebezustand“ (Brežná 2012: 130). Dieser Zustand wurde zu einem flexiblen Ort mit seiner spezifischen Sprache, wie die folgende prädikativ realisierte Adjektivmetapher ausführte: „Emigracia ist dehnbar, elastisch, durchlässig. So soll auch ihre Sprache sein“ (Brežná 2012: 115). Der letzte Metaphernkomplex dieser Studie, in dem die Genitivmetapher „Sprachfetzen“ offensichtlich auf die neue und einzig mögliche Identitätsschaffung hinweist, bestätigt, dass die Identität ähnlich einem Patchwork „zuerst zerschnitten und dann von uns selbst neu zusammengenäht

werden“ (Brežná 2012: 136) muss: „Manchmal schließe ich die Augen und höre Sprachen, ein Wirrwarr aus unverständlichen Sprachfetzen, Kinderstimmen, Erwachsenenlachen. Es ist Glückseligkeit, nur hinhören, den Inhalt nicht verstehen, und wissen, dass die Menschheit da ist, dieser Zufall des Universums, und ich lausche ihren lauten. Das Exil schenkte mir dieses Radiogerät, ich drehe am Knopf. Es wird lauter, immer lauter“ (Brežná 2012: 137).

Literaturverzeichnis

- Brežná, Irena (2012): *Die undankbare Fremde*. – Berlin: Galiani
- Fischer-Lichte, Erika (2004): *Ästhetik des Performativen*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag .
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1998): *Leben in Metaphern*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Astrid Hildebrand. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Müller, Ralph (2012): *Die Metapher. Kognition, Korpusstilistik und Kreativität*. Paderborn: menti.
- Šedíková Čuhová, Paulína (2012): *Priestor v literatúre autorov a autoriek so skúsenosťou migrácie*. In: *Dimenzie postmodernej prózy* / ed. Zuzana Ištvánfyová, Eva Reichwalderová, Paulína Šperková ; rec. Martin Golema, Viera Marková et al. České Budějovice : Jihočeská univerzita, S. 20-24.
- Pielenz, Michael (1993): *Argumentation und Metapher*. Tübingen: Gunter Narr.
- Skirl, Helge/Schwarz-Friesel, Monika (2007): *Metapher*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Krämer, Sybille (2001): *Sprache, Sprechakt. Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Von einem Mädchen über Solveig zu Agnes

Intertextuelle und intermediale Bezüge des Titels *Agnes* in entstehungsgeschichtlichen Zusammenhängen

Ján Jambor

Die vorliegende Studie versteht sich als eine Einladung zu einer Reise in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts, als Peter Stamm an seinem Erstlingsroman *Agnes* (1998) arbeitete. Es handelt sich zugleich um eine Reise bis in das Mittelalter und die Antike hinein, die uns geographisch und kulturell aus der Schweiz über Österreich nach Skandinavien und Übersee führt. Es wird eine Reise in eine Schriftstellerwerkstatt sein, aus deren Fenstern man in andere Werkstätten aus dem Bereich der Literatur, Musik und Malerei hineinblicken kann. In den Materialien zum Roman, die Peter Stamm im Februar 2012 in erster Linie für Schüler und Lehrer auf seiner Homepage zur Verfügung gestellt hat, ist zu lesen: „Die erste Notiz zu ‚Agnes‘ machte ich mir am 12. Februar 1993. Damals datierte ich die wenigsten meiner Notizen und manche warf ich weg. Etliche mögen noch irgendwo in den Stapeln von Notizbüchern stecken, die ich leider ziemlich unsystematisch führe und aufbewahre. Ich habe keine Zeit, diese alten Papiere durchzusehen und mein Gedächtnis ist leider auch nicht das Beste. Kurz gesagt vieles über die Entstehung von ‚Agnes‘ liegt im Dunkeln“ (Stamm 2012a: o. S.). Daher wird unsere Reise eine Reise ins Ungewisse sein, eine virtuelle Reise mit einem Verkehrsmittel namens Textinterpretation. Ihr Ziel ist es, die Entstehungsgeschichte der Namensgebung der weiblichen Protagonistin und des Titels im Hinblick auf intertextuelle und intermediale Bezüge zu behandeln.

Der Verfasser bedankt sich bei den folgenden Personen, mit denen die einzelnen Aspekte der dargestellten Problematik besprochen wurden: dem Autor Peter Stamm (Winterthur), dem Musikologen Hans-Joachim Hinrichsen (Universität Zürich), dem Kunsthistoriker Michele Bacci (Universität Fribourg) und dem Amerikanisten Thomas Austenfeld (Universität Fribourg).

1. Die erste Station: Das Mädchen

Wie Stamm auf seiner Homepage in den erwähnten Materialien angibt, bezeichnet er in seinen Notizen die Figuren, bevor sie Namen haben, „oft mit zufälligen Initialen“ (Stamm 2012b: o. S.). Bei *Agnes* griff der Autor zu einer anderen Technik, bei der die Figuren auch allgemeiner und weniger konkreter wirken. Bereits in der ersten Notiz zum Text „ist einfach von ‚einem Schriftsteller‘ und ‚einem Mädchen‘ die Rede“ (ebd.). In der handschriftlichen Fassung der ersten Notiz ist zu lesen: „Ein Schriftsteller trifft ein Mädchen, das sich über seinen (eigenen) Charakter beklagt. Der S. sagt, das sei kein Problem. Er selbst ändere seinen Charakter in seinen Büchern. Das Mädchen bittet ihn, das auch für es zu tun. Der S. zögert, aber auf fortgesetztes Bitten gibt er schliesslich nach. Aber er sagt: ‚Dann musst Du aber auch Deine Geschichte nehmen wie sie kommt.‘ Das M. ist einverstanden. Sie treffen sich nun regelmässig und der S. sagt dem M. jeweils, wie es mit ihr weitergeht. Langsam fängt er an, sie auszunutzen, erst nur zögernd (welche Kleider sie z. B. sogar bei kaltem Wetter anzieht etc.) dann immer mehr, bis er sie zu a) einem Verbrechen, b) einer Beziehung zwingt. Schliesslich zerstört

das M. seine Geschichte, aber merkt, dass sie trotzdem nicht von der fiktiven Figur wekommt. (?)“ (Stamm 2012a: o. S.).¹

Neben der erwähnten Generalisierung hat die Verwendung der Appellativa anstelle der *Propria* bei den zwei Protagonisten noch andere Folgen. Es ist nicht zu unterschätzen, dass der Autor für den männlichen Protagonisten eine Berufsbezeichnung, für die weibliche Protagonistin hingegen eine biologische, geschlechts- und altersbedingte Bezeichnung verwendet. Das

Erstere weist auf das Zentralthema des Textes, nämlich auf das Verhältnis von Fiktion und Realität, hin. Das Letztere signalisiert nicht nur den deutlichen Altersunterschied des Paares, sondern auch die tatsächliche oder von der Schriftstellerfigur angenommene Unreife der Partnerin. Der Ich-Erzähler des späteren Romans, der nach der ersten Liebesnacht zu Agnes sagt: „Ich könnte fast dein Vater sein, fast“ (Stamm 1998: 26), stilisiert sich als Urheber der fiktiven Geschichte über sich und seine Partnerin im alltäglichen Umgang mit Agnes zu ihrem Ersatzvater (vgl. Jambor 2012: 338f). Dadurch degradiert er die erwachsene Frau zum Mädchen.

Die Konstellation „der Schriftsteller und das Mädchen“ aus der ersten Notiz zum Text nimmt zugleich eine diskrete intermediale Allusion des späteren Romans vorweg – die Anspielung auf Franz Schuberts Streichquartett Nr. 14 in d-Moll D 810 (1824), das erst nach dem Tod des Komponisten von der Nachwelt den Beinamen *Der Tod und das Mädchen* erhielt. Diesem ging bekanntlich 1817 das gleichnamige Lied D 531, op. 7/3 voraus, eine Vertonung des zweistrophigen Rollengedichts von Matthias Claudius,² aus dessen Teilen Schubert einige Jahre später „das Thema für die Variationen im zweiten Satz (Andante con moto)“ (Dürhammer 2001: 118) seines Quartetts wählte. Hans-Joachim Hinrichsen vertritt die Meinung, „daß Schuberts Wahl des Variationenthemas für dieses Werk nicht nur keine beliebige ist, sondern daß mit der Todesthematik sich auch andere Sätze des Quartetts, wahrscheinlich sogar alle, befassen“ (Hinrichsen 1997: 493). Intermedial hängt Schuberts Behandlung der Todesthematik mit der bildenden Kunst zusammen. In erster Linie ist bei dem Stoff „der Tod und das Mädchen“ eine Werkgruppe von Hans Baldung Grien mit „einer jungen Frau in der Rolle des Opfers“ zu erwähnen, die am Oberrhein entstand. Baldung, „ein ausgewiesener Meister des Makaberen [...] traf sich darin mit den beiden Schweizern Urs Graf und Niklaus Manuel Deutsch [...]“ (beides Söding 2001: 38).³

Die frühneuzeitlichen Todesallegorien der drei genannten Künstler wurzeln in der spätmittelalterlichen literarischen und ikonographischen Tradition des Totentanzes. Nach Thomas Seedorf verschmilzt in dem von Schubert vertonten Gedicht sogar „das äußere Bild des knöchernen Sensemanns“ mit der antiken „Auffassung vom Tod als ‚Schlafes Bruder‘“ (beides Seedorf 2011: 35), auf die Lessings *Wie die Alten den Tod gebildet* (1769) einige Jahre vor Claudius aufmerksam machte (vgl. ebd.).

Stamms Anspielung auf den Topos „der Tod und das Mädchen“ gehört zum thematologischen Komplex des Todes, der sich wie ein roter Faden durch den ganzen Text zieht. Da die aus-

¹ Der Text ist eine Umschrift der auf der Homepage abgebildeten handschriftlichen Fassung der ersten Notiz zu *Agnes*. Die Umschrift stellte Peter Stamm dem Verfasser der vorliegenden Studie zur Verfügung (vgl. Stamm 2012e: o. S.). Die Publikation der Informationen und Zitate aus der unveröffentlichten E-Mail-Korrespondenz geschieht mit freundlicher Genehmigung von Peter Stamm. Die Zitate wurden der orthographischen Norm angepasst.

² Publiziert 1775 in dem von Johann-Heinrich Voß herausgegebenen *Göttinger Musenalmanach. Poetische Muselese auf das Jahr 1775* und in Claudius' *Asmus omnia sua secum portans, oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen, 1. und 2. Theil* (1775). Vgl. Claudius 1968: 86–87 u. 1011.

³ Zu Baldungs Werkgruppe der Todesallegorien vgl. Söding 2001: 37–41. Zu den einzelnen Werken Baldungs vgl. die einschlägigen Katalogbeschreibungen in Gert von der Ostens Monographie (1983). Zum Stoff „Der Tod und das Mädchen“ bei Niklaus Manuel Deutsch vgl. o. A. (1979): 230–231, 279 u. 365–366.

fürliche Behandlung der Darstellung des Todes in *Agnes* den Rahmen der vorliegenden Untersuchung sprengen würde, wird die Aufmerksamkeit nur auf die genannte Anspielung gelenkt.

Nachdem Agnes ihren Partner verlassen hat, weil er auf ihre Mitteilung von der Schwangerschaft ihrer Meinung nach nicht angemessen reagiert hat, wird der Ich-Erzähler von einer ihrer Kolleginnen telephonisch benachrichtigt, dass Agnes krank und nicht einmal zur Probe des Streichquartetts gekommen sei, in dem sie Cello spielt. Statt sich nach dem Gesundheitszustand seiner Partnerin bei der Geigerin des Damenstreichquartetts gleich genauer zu erkundigen, fragt der Sachbuchautor – ohne zu wissen, weshalb, wie er angibt (vgl. Stamm 1998: 109) – was sie spielen: „Schubert“, sagte sie. Es war einen Moment lang still. „Agnes würde mich umbringen, wenn sie wüßte, daß ich Sie anrufe. Aber ich glaube, sie braucht Ihre Hilfe“ (ebd.).

Stamm unterstreicht die Anspielung auf Schuberts Meisterwerk der Kammermusik durch die Erwähnung der bedeutungsvollen Stille im Gespräch als Resonanzraum für die Erinnerung an eines der bekanntesten Streichquartette des Komponisten und zugleich durch die Verwendung des Verbs „umbringen“ in der darauffolgenden Reaktion der Kollegin. Im Unterschied zum intermedial angespielten Stoff zielt dabei die Tätigkeit des Tötens nicht auf das Mädchen, sondern paradoxerweise geht sie von der weiblichen Akteurin aus – als potentieller Racheakt an ihrer Kollegin für die unerwünschte Rolle der Mediatorin im Streit zwischen dem Schriftsteller und Agnes. Auch die anschließende Erwähnung der notwendigen Hilfe erweist sich als eine Anspielung auf den Stoff vom Mädchen, das vom Tod existenziell bedroht ist. Die Rolle des Schriftstellers ist dabei also ambivalent. Einerseits steht er für den tödlichen Gegenspieler des Mädchens, andererseits für dessen Kontrahenten im Kampf gegen den Tod. Diese Allegorisierung des Tötens bzw. des Todes einerseits und des Lebensretters andererseits bezieht sich auf verschiedene Ereignisse des Textes – auf die Fehlgeburt des ungewollten Kindes, auf die erste Trennung des Paares als vorläufigen Tod der Beziehung und die Zusammenkunft des Paares als deren Wiedergeburt und am Romanende auf den möglichen Tod der Partnerin oder die zweite Trennung des Paares als endgültigen Tod der Beziehung.

Schubert wird im Roman noch einmal erwähnt – diesmal wird seine Musik als Gegensatz zur Musik Wolfgang Amadeus Mozarts präsentiert. In der Adventszeit, als sich Agnes von der erlittenen Fehlgeburt langsam zu erholen scheint, wird im Streichquartett nicht mehr Schuberts Musik gespielt, da die anderen Kolleginnen – wie Agnes angibt – finden, „das sei im Moment nicht das richtige für mich. Jetzt spielen wir Mozart“ (ebd.: 121). Statt der pessimistisch gestimmten, schwermütigen Musik des österreichischen Frühromantikers wird die heitere optimistische Musik seines klassizistischen Vorgängers bevorzugt, die allerdings weder Agnes noch ihr Partner mögen (vgl. ebd.), auch wenn sie zu Agnes' Gesundheitszustand musiktherapeutisch und zur Adventszeit atmosphärisch besser passt.

2. Die zweite Station: Solveig

Bei Stamms Transformation des Appellativums „Mädchen“ in den Eigennamen sind zwei Phasen zu unterscheiden. Ursprünglich sollte die Protagonistin einen skandinavischen Namen tragen, wie Stamm berichtet: „Ich hatte im Hinterkopf einen dänischen Namen für Agnes, konnte mich aber nicht mehr an ihn erinnern. Ich blätterte durch dänische Telefonbücher, bis ich den Namen Solveig wieder gefunden hatte“ (Stamm 2012b: o. S.).

Der geplante dänische Name kann mit dem Einfall, *Agnes* überhaupt zu schreiben, in Verbindung gebracht werden, den Stamm wie folgt beschreibt: „Die Idee zu ‚Agnes‘ kam mir, als ich vor einem Mietshaus in Kopenhagen stand, um eine Zigarette zu rauchen. Eine der Quellen für diese Idee war ein Ausflug, den ich einige Monate früher mit meiner damaligen Freundin gemacht hatte. Wir hatten am Ufer der Saane in Fribourg gegessen. Als ich meine Freundin anschaute, war es mir plötzlich, als erkenne ich sie nicht. Das Phänomen, dass man vorübergehend

sein eigenes Gesicht oder jenes von nahestehenden Menschen nicht erkennt, ist in der Psychologie wohlbekannt und bei Müdigkeit oder Stress relativ verbreitet. Das Besondere an jenem Tag war, dass ich den Eindruck hatte, meine Freundin zum ersten Mal wirklich zu sehen und nicht nur das Bild, das ich mir von ihr gemacht hatte. Es war ein sehr beglückendes Gefühl“ (Stamm 2012a: o. S.).⁴ Ohne eine autobiographische Lektüre des Textes betreiben zu wollen, sei erwähnt, dass der Autor Dänemark oft besuchte und Jahre mit einer dänischen Freundin zusammenlebte, wie er im Interview mit Katharina Kienholz in einem anderen Zusammenhang erwähnt (vgl. Stamm – Kienholz 2010: 87).

Wie Stamm zum Namen Solveig gesteht, wurde ihm allerdings „– nicht nur wegen Ibsens ‚Per Gynt‘ – sofort klar, dass es der falsche Name war“ (Stamm 2012b: o. S.).⁵ Über seine Beziehung zu Ibsen äußert sich Stamm gegenüber Kienholz, als sie ihn nach seinen Erfahrungen mit den skandinavischen Literaturen fragt: „Einer der ersten Autoren, die ich systematisch gelesen habe, war seltsamerweise Henrik Ibsen. Da war ich noch ein Teenager. Ich glaube, seine Stücke haben mich ziemlich stark geprägt“ (Stamm – Kienholz 2010: 94).

Vergleicht man die männlichen Protagonisten aus Ibsens Versdrama in fünf Akten und aus Stamms Roman, lassen sich einige Gemeinsamkeiten feststellen. Ibsens Peer Gynt neigt genauso wie Stamms Sachbuchautor zum Verwischen der Grenze zwischen Fiktion und Realität. Als Lebenskünstler hat er große Phantasie und wird für einen Lügner gehalten. Auch er – ähnlich wie Stamms Protagonist – verlässt die geliebte Frau und wird ihr untreu. Ibsens Solveig ist jedoch ein wahrer Gegensatz der stammschen Protagonistin. Im Unterschied zur intellektuell geprägten, kunstliebenden Physikdotorandin mit einer „Teilzeit-Assistentenstelle am Mathematischen Institut der Chicago University“ (Stamm 1998: 20), die trotz ihrer Rationalität zwischen Fiktion und Realität nicht hinreichend unterscheiden kann, ist Solveig eine einfache Häuslers-tochter, die sich an der Realität orientiert. Sie wartet geduldig auf ihren Peer. In der Schluss-szene wird Ibsens Protagonist durch das Ewig-Weibliche erlöst, das Solveig verkörpert. Sie vergibt Peer seine ganze Schuld und mit ihrem Wiegenlied beschützt sie ihn vor den mythischen Figuren, die das Böse repräsentieren. Ausgehend von der doppelten Lesart des Schlusses begeht Agnes hingegen Selbstmord oder verlässt definitiv den Mann, der in der von ihm verfassten fiktiven Geschichte ihren Tod herbeisehnt.

In einer kleinen Umfrage, die Daniel Arnet anlässlich eines Artikels zu literarischen Personennamen mit drei Vetretern des deutschsprachigen Schweizer Literaturbetriebs (neben Stamm waren es noch Urs Faes und Peter von Matt) 2001 durchgeführt hat, sagt Stamm: „Manchmal merkt man, dass der Name einer Figur nicht stimmt [...]“ Nach Arnet ist dies für Stamm dann der Fall, „wenn die Namen überladen sind“ (beides Arnet 2001: 116). Ferner gibt Stamm zu, dass er Namen vermeidet, „die von Schweizer Kollegen aufgegriffen werden“, denn das „wäre ein Plagiat [...]“ (beides ebd.: 117). Ibsen ist zwar kein Schweizer Autor, aber der Vorname Solveig ist mit seinem 1867 entstandenen Versdrama und mit der zur Uraufführung im Jahr 1876 geschaffenen Bühnenmusik von Edvard Grieg zu eng verbunden, als dass man ihn ohne weiteres hätte verwenden können. Der intertextuelle Bezug zu Ibsen würde sich bei den Lesern sozusagen automatisch einstellen, so dass Stamm auf diesen Namen verzichtet. Außerdem handelt es sich um sehr bekannte Werke, die als Beispiele der norwegischen Literatur und Musik schlechthin angesehen werden. Schließlich würde der typische skandinavische Vorname Solveig in Stamms Text auch deshalb nicht stimmen, weil er für die amerikanische Protagonistin zu auffallend wäre. Stamm verzichtet jedoch auf den Vornamen Solveig literarisch nicht

⁴ Dieses Ereignis erklärt Stamm ausführlicher in Stamm u. Vilas-Boas 2003: 66. Zur Interpretation der im Interview behandelten Problematik vgl. Jambor 2012: 342–348.

⁵ Ibsen schreibt jedoch die Namen seiner Protagonisten anders, und zwar Peer und Solveig. Diese Schreibweise wurde auch in der aktuell wohl verbreitetsten deutschen Ausgabe, in der Übertragung von Hermann Stock beibehalten. Vgl. Ibsen 1982: 3.

definitiv. Er verwendet ihn dort, wo er kulturell passt – am Schluss seines zweiten Romans *Ungefähre Landschaft* (2001) gebärt die Protagonistin, die norwegische Zöllnerin Kathrine, „ein zweites Kind, ein Mädchen, Solveig“ (Stamm 2001: 187).

3. Die dritte Station: Agnes

Auf die erste Phase der Transformation des Appellativums „Mädchen“ in den Eigennamen „Solveig“, die transitorisch war, folgte die zweite Phase der Transformation, bei der die Protagonistin ihren definitiven Namen erhielt. Stamm beschreibt dies wie folgt: „Als mir einigermaßen bewusst wurde, worum es mir in der Geschichte ging, fiel mir ein Gedicht von John Keats ein, das ich aus dem Englischstudium kannte, ‚Ode on a Grecian Urn‘. Während ich in meiner Keats-Ausgabe blätterte, fiel mir das Gedicht ‚The Eve of St. Agnes‘ auf und ich wusste sofort, dass ich den Namen für meine Figur gefunden hatte“ (Stamm 2012b: o. S.). Stamm wählte also den Namen für die Protagonistin seines Textes aufgrund der bekannten romantischen Verserzählung, die Keats 1820 publizierte und die bereits in ihrem Titel eine Allusion auf die Heilige Agnes von Rom, eine frühchristliche Märtyrerin der spätantiken Welt, beinhaltet. Bei dieser Namensgebung übernahm ein anderer Text des Vertreters der zweiten Generation der englischen Romantiker, *Ode on a Grecian Urn*, der seinerseits intermedial auf das Kunsthandwerk des antiken Griechenlands verweist, die Vermittlerrolle.

Da die Interpretation der Bedeutung des endgültigen Vornamens der Protagonistin für das Verständnis des Romans von zentraler Relevanz ist und daher ausführlich sein muss, wird sich ihr der Verfasser der vorliegenden Studie in einer anderen Arbeit widmen. Hier sei nur festgehalten, dass auch bei dieser definitiven Namensgebung die Intertextualität und die Intermedialität Pate standen, offensichtlich noch in einem größeren Ausmaß, als dies bei dem Appellativum „Mädchen“ und dem Vornamen „Solveig“ der Fall war.

Bis zu diesem Punkt wurde von der Namensgebung für die weibliche Hauptfigur gesprochen, die von der Titelgebung des Textes zu unterscheiden ist. Da sich Stamm in den behandelten Materialien streng genommen zu diesem Punkt nicht äußert, wurde er diesbezüglich per E-Mail kontaktiert. Stamm gibt an, dass der Text keine anderen Vortitel hatte (vgl. Stamm 2012c: 1). Er bestätigt die Annahme, dass das Finden des Namens für die Protagonistin mit dem Finden des Titels für den Text zusammenfielen: „Ich glaube, sobald ich den Namen hatte, war dieser auch der Arbeitstitel des Projekts. und irgendwie ist er dann halt der Titel geblieben“ (Stamm 2012d: o. S.).

Es gibt jedoch eine nicht zu unterschätzende Änderung auf dem Weg zum definitiven Romantitel, die zum Schluss der vorliegenden Untersuchung behandelt werden soll. In der Entstehungsgeschichte des Romans *Agnes* sind zwei zeitlich voneinander klar abgegrenzte Phasen zu unterscheiden. Das Ergebnis der ersten Phase ist die erste Fassung des Textes im Umfang von „80 Druckseiten“, die „eher eine Novelle als ein Roman“ (beides Stamm 2012a: o. S.) war. Diese Phase beginnt – ausgehend von der früher erwähnten ersten Notiz zum Text – am 12. Februar 1993 und endet wahrscheinlich spätestens im Mai 1993.⁶ Nach einer längeren Pause griff der Autor im Zuge der Umarbeitung des Textes in ein Hörspiel die erste, unpublizierte Fassung des Textes wieder auf und erweiterte sie zum Roman – dies wahrscheinlich erst 1996 und 1997 (vgl. Stamm 2012a: o. S.).

Die erste Fassung des Textes schickte der Autor „zusammen mit ein paar anderen Erzählungen an verschiedene Verlage. Das Typoskript trug den Titel ‚Agnes – Geschichten aus

⁶ Stamm schreibt auf seiner Homepage: „Wann ich sie [die erste Fassung] fertigstellte, weiss ich nicht mehr, aber in einem Brief von Mai 93 äusserte sich mein Bruder dazu, dem ich sie zu lesen gegeben hatte“ (Stamm 2012a: o. S.).

der Neuen Welt“ (Stamm 2012a: o. S.). Dies muss bis zum August 1993 geschehen sein, denn Stamm gibt an: „Ab August 1993 bekam ich lauter Absagen“ (ebd.).

Der zusammengestellte, jedoch nie publizierte Band wurde also nach dem zentralen Text *Agnes* betitelt, wobei im Untertitel der fiktionale und der räumliche Aspekt der Texte hervorgehoben wurden. Dabei griff Stamm auf die etwas altertümliche und als scherzhaft wahrzunehmende historische Bezeichnung der Europäer für den von Kolumbus entdeckten Kontinent zurück, die in Verbindung mit dem Wort „Geschichten“ die Leseerwartungen in Richtung Reise- oder Abenteuerliteratur in klassischer Manier steuern kann. Dies ist bei *Agnes* – genauso wie wahrscheinlich bei den anderen Texten des nie publizierten Bandes – jedoch nicht der Fall. Der Untertitel *Geschichten aus der Neuen Welt* ist eine ironische bzw. parodistisch anmutende Anspielung auf Texte der Europäer, die von ihrer Erfahrung mit Amerika berichten oder abenteuerliche Geschichten, z. B. aus dem Wilden Westen erfinden.

Ferner ist zu berücksichtigen, dass der Topos „Neue Welt“ wahrscheinlich von Anfang an mit bewundernden, idyllischen oder utopischen Vorstellungen von Amerika verbunden ist. Spätestens seit William Shakespeares *The Tempest* (erste bezeugte Aufführung 1611, Erstdruck 1623)⁷ werden solche Vorstellungen literarisch häufig ironisiert, wie z. B. in Aldous Huxleys negativer Utopie *Brave New World* (1932), deren Titel das genannte Drama Shakespeares zitiert (vgl. Hanck 1990: 230). Am Beispiel der Figur des Sachbuchautors karikiert Stamm klischeehafte europäische Vorstellungen von Amerika als biologisch unverbrauchtem Land. Im Gespräch mit Lousie sagt der Ich-Erzähler: „Ich finde es immer erstaunlich, wieviel farbiger hier alles ist [...], das Laub der Bäume, der Himmel, sogar das Gras. Es ist in allem viel mehr Kraft als in Europa. Als sei alles noch ganz jung.“ Daraufhin wird er von der Gesprächspartnerin ausgelacht: „Mein kleiner Thoreau. Sei bitte nicht naiv.“ Dies hindert ihn nicht daran, seine Vorstellungen von Amerika zu präsentieren, diesmal sieht er darin – wiederum klischeehaft – ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten: „Aber hier habe ich das Gefühl, daß noch alles möglich ist“ (alles Stamm 1998: 101).

Der Untertitel *Geschichten aus der Neuen Welt* bildet einen Rahmen zum titelgebenden Text *Agnes*, in dessen Mittelpunkt die Gegenüberstellung von zwei Kulturen steht, deren Protagonisten Vertreter der „Alten Welt“ (der Sachbuchautor), der „Neuen Welt“ (Agnes) oder beider „Welten“ zugleich (Louise) sind. Stamm entwirft einen interkulturell grundierten Dialog, der nicht deshalb zum Scheitern verurteilt ist, weil die Kluft zwischen den Kulturen zu groß ist, sondern deshalb, weil die Bereitschaft, diese Kluft zu überwinden, zu klein ist.

Agnes als eine „Geschichte aus der Neuen Welt“ zu lesen muß jedoch nicht unbedingt bedeuten, sich auf die Erfahrungen oder Vorstellungen eines fremden, aus der Schweiz stammenden Protagonisten in den USA in interkultureller Hinsicht zu konzentrieren. Die „Neue Welt“ und das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ können übertragen auch für das Reich der Fiktion, der Phantasie gelten. Nicht zu vergessen ist, dass die Europäer den 1492 entdeckten Kontinent im Verlauf der Jahrhunderte als Projektionsfläche ihrer in Europa nicht realisierten oder nicht realisierbaren Wünsche verstanden oder besser gesagt ausgenutzt haben, als eine Möglichkeit, einen Gegenentwurf zur „Alten Welt“ zu machen. Parallel dazu verhält sich auch der Sachbuchautor zu Agnes, indem er in der von ihm verfassten fiktiven Geschichte eine neue Welt gestaltet. Der Text demonstriert dann nicht nur das Aufeinanderprallen von Kulturen, sondern vielmehr auch das Aufeinanderprallen von Fiktion und Realität.

⁷ Vgl. Hesse 1991: 327. *The Tempest* wurde wahrscheinlich durch „ein aufsehenerregendes Ereignis des Jahres 1609“ veranlasst: „die zufällige Entdeckung der Bermudas durch englische Auswanderer, die auf der Fahrt nach Virginia in einem Sturm Schiffbruch erlitten“ (beides ebd.).

Literaturverzeichnis

- Arnet, Daniel (2001): *Lolita ist tabu*. In: *FACTS*. Das schweizerische Nachrichtenmagazin. Nr. 3, 18. 1. 2001, S. 116–117.
- Claudius, Matthias (1968): *Sämtliche Werke*. München: Winkler.
- Dürhammer, Ilija (2004): *Der Tod und das Mädchen*. In: Hilmar, Ernst – Jestremski, Margret (Hrsg.): *Schubert-Enzyklopädie*. Mit einem Geleitwort von Alfred Brendel. Bd. 1. A – K. Überarb. u. wesentlich erw. Ausgabe. Tutzing: Hans Schneider, S. 118–119.
- Hanck, Swantje (1990): *Brave New World*. In: Jens, Walter (Hrsg.): *Kindlers neues Literatur Lexikon*. Bd. 8. Ho – Jz. München: Kindler Verlag, S. 229–231.
- Hesse, Gisela (1991): *The Tempest*. In: Jens, Walter (Hrsg.): *Kindlers neues Literatur Lexikon*. Bd. 15. Scho – St. München: Kindler Verlag, S. 327–330.
- Hinrichsen, Hans-Joachim (1997): „Bergendes Gehäuse“ und „Hang ins Unbegrenzte“. Die Kammermusik. In: Dürr, Walther – Krause, Andreas (Hrsg.): *Schubert Handbuch*. Kassel: Bärenreiter-Verlag u. Stuttgart – Weimar: Metzler, S. 451–511.
- Ibsen, Henrik (1982): *Peer Gynt*. Ein dramatisches Gedicht. Aus dem Norwegischen übertragen von Hermann Stock. Stuttgart: Reclam.
- Jambor, Ján (2012): *Zur Macht der Fiktion im Bereich der alltäglichen Vorstellungskraft in Peter Stamm's Agnes*. In: Vilas-Boas, Gonçalo – Martins de Oliveira, Teresa (Hrsg.): *Macht in der Deutschschweizer Literatur*. Berlin: Frank & Timme, S. 335–351.
- O. A. (1979): *Niklaus Manuel Deutsch. Maler – Dichter – Staatsmann*. Ausstellung vom 22. September bis 2. Dezember 1979. Bern: Kunstmuseum Bern.
- Osten, Gert von der (1983): *Hans Baldung Grien. Gemälde und Dokumente*. Berlin: Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft.
- Seedorf, Thomas (2011): *Das Mädchen, der Jüngling und der Tod*. Zu zwei Liedern Franz Schuberts. In: Leikert, Sebastian (Hrsg.): *Der Tod und das Mädchen*. Musikwissenschaft und Psychoanalyse im Gespräch. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 33–42.
- Söding, Ulrich (2001): *Hans Baldung Grien in Freiburg*. Themenwahl und Stilentwicklung. In: Durian-Ress, Saskia (Hrsg.): *Hans Baldung Grien in Freiburg*. Katalog der Ausstellung im Augustiner-museum. 19. Oktober 2001 bis 15. Januar 2002. Freiburg i. Br.: Rombach, S. 13–59.
- Stamm, Peter (1998): *Agnes. Roman*. Zürich – Hamburg: Arche.
- Stamm, Peter (2001): *Ungefähre Landschaft*. Roman. Zürich – Hamburg: Arche, 2001.
- Stamm, Peter (2012a): *Agnes*. Entstehung. In: <http://www.peterstamm.ch/entstehung.php>. [Seite besucht am 7. 8. 2012.]
- Stamm, Peter (2012b): *Agnes*. Quellen. In: <http://www.peterstamm.ch/quellen.php>. [Seite besucht am 7. 8. 2012.]
- Stamm, Peter (2012c): *E-Mail-Schreiben an Ján Jambor vom 25.06.2012*. S. 1–3. [Nicht veröffentlicht.]
- Stamm, Peter (2012d): *E-Mail-Schreiben an Ján Jambor vom 07.08.2012*. S. O. S. [Nicht veröffentlicht.]
- Stamm, Peter (2012e): *E-Mail-Schreiben an Ján Jambor vom 13.09.2012*. S. O. S. [Nicht veröffentlicht.]
- Stamm, Peter – Kienholz, Katharina (2010): *Es war ihr Blick*. Wie aus Mirjam die Kathrine wurde. Norwegen. In: Kienholz, Katharina (Hrsg.): *Nordlandliebe*. 2., aktualis. Aufl. Alpnach: Wallimann, S. 79–94.
- Stamm, Peter – Vilas-Boas, Gonçalo (2003): *„Erzählungen sind wie Kammermusik“*. Interview von Gonçalo Vilas-Boas mit dem Schriftsteller Peter Stamm. In: Vilas-Boas (Hrsg.): *Representações do Mundo na Literatura Suíça do Século XX*. Coimbra: Centro Interuniversitário de Estudos Germanísticos, Faculdade de Letras, Universidade de Coimbra, 2003, S. 65–68.

„es ist unsere Geschichte“

Kommentierende und kommentierte fiktionale Textwelten

Ralph Müller

Die Loslösung Schweizer Autorinnen und Autoren von dem Thema „Schweiz als Heimat“ (vgl. Reinacher 2003) hat neue Textwelten und neue Formen des Umgangs mit Textwelten für die Schweizer Literatur erschlossen. Eine herausragende Position kommt in dieser Hinsicht dem Autor Peter Stamm (Jahrgang 1963) zu. Sein Werk hat (wie der folgende Artikel zu zeigen sucht) sowohl bezüglich des Interesses für nicht-schweizerische Schauplätze (z.B. *Ungefähre Landschaft*), aber auch bezüglich der selbstreflexiven Auseinandersetzung mit dem Funktionieren von Textwelten (z.B. *Agnes*) neue Wege beschritten.

Die Auseinandersetzung mit Textwelten hat sich – trotz der wegweisenden Studien von Lotman (1993) und Bachtin (1989) – nicht in der literarischen Analyse etabliert (Nünning 2009: 34). Eine Renaissance der Beschäftigung mit fiktionalen Räumen in der sog. post-klassischen Narratologie verspricht eine Verbesserung der Situation: Nachdem Genette (1972) die Grundlagen für die differenzierte Analyse der Form des Erzählens geschaffen hatte, ist in den letzten Jahren ein zunehmendes Interesse für fiktionale Textwelten hinzugetreten und die Genettesche Konzentration auf das „Wie“ des Erzählens relativiert worden. Zu diesen Studien gehören etwa Marie-Laure Ryans (1991a, 1991b) Anwendung der Mögliche-Welten-Theorie auf Fragen der Narratologie und nicht zuletzt Dennerleins (2009) Monographie zur Beschreibung narrativer Räume. Solche Studien zeigen, dass Erzählanalyse nicht nur auf Vermittlungsweisen zu beschränken ist. Dargestelltes wie Figuren, Gegenstände, die räumlichen Verhältnisse, die dazwischen herrschen, und die Regeln, nach denen Figuren und Gegenstände sich zueinander verhalten, sind ebenso relevant.

Eine Textwelt ist insofern so etwas wie die größte Einheit des Dargestellten. Sie konstituiert sich aufgrund der Konsistenz der Orte, an denen sich zeitgleich Figuren und Gegenstände befinden (Werth 1999). Eine konsistente Textwelt kann sich deshalb über die Grenzen einer einzelnen Erzählinstanz erstrecken, sie kann also die Diegese bzw. erzählte Welt nach Genette überschreiten. Gleichzeitig können sich Textwelten innerhalb einer Diegese ontologisch (z.B. ein abgetrenntes Zauberreich, vgl. Lotman 1993) oder modal (durch Träume oder Wünsche, vgl. Gavins 2007; Werth 1999) ausdifferenzieren.

Auffällig ist, dass in den letzten Jahren bei der Analyse von Textwelten eine kognitive Dimension hinzugetreten ist (Herman 2004). Thomas Anz etwa beschreibt Textwelten als mentale Repräsentationen bzw. „Vorstellungszusammenhänge“, die von Texten in uns *evoziert* werden (Anz 2007: 111). Doch „evozieren“ bedeutet unter dem Gesichtspunkt einer kognitiven Herangehensweise auch, dass nicht nur die im Text explizierten Merkmale die Textwelt konstituieren. Leser ergänzen ständig die fiktionalen Textwelten, die bezüglich der Beschreibung von Figuren und Handlungsorten notorisch unbestimmt oder unterbestimmt sind. „Eine Erzählung verstehen“ bedeutet also mitunter, die Textwelt kohärent zu rekonstruieren (Martinez et al. 1999: 123–134). In diesem Sinne setzen Textwelten zwar die Informationen des Texts voraus, sie beruhen aber gleichzeitig auf Ergänzungen eines kognitiven Systems, das zum Beispiel (so weit wie möglich) Konsistenz zwischen fiktionaler Textwelt und unserer aktuellen Textwelt herstellt (vgl. Dixon et al. 2003: 186–188; Emmott 1997).

Freilich gibt es bei der Anwendung der kognitiven Prinzipien häufig Unklarheiten bezüglich der Frage, ob sich die gefundenen Strukturen im Text oder im Kopf der Leser befinden. Man wird wohl nicht umhinkommen, Textwelten – ähnlich wie dies Jens Eder für die fiktive Figur

dargelegt hat (Eder 2008) – einen unabhängigen Status als Abstraktionen zwischen einem Text und individuellen mentalen Repräsentationen zuzubilligen. Dies entspricht nicht zuletzt der verbreiteten Lust am seriellen Weiterspinnen von Textwelten in der Literatur der Fantasy und der Science Fiction. Textwelten können sich demnach bis zu einem gewissen Grad von einem Text unabhängig machen. Und Textwelten können auch ideologische Haltungen ausdrücken, insofern dass eine literarische Epoche oder manches literarisches Genre sich durch gleichstrukturierte Textwelten auszeichnet.

Textwelten der Heimat

Interessanterweise kann man bezüglich der Gestaltung von Textwelten in der Schweizer Literatur einen Makro-Trend beobachten, der erst in den letzten Jahren zu Ende zu gehen scheint. Bis zum Beginn der 1990er Jahre kann man die literarische Produktion der Schweiz ziemlich gut durch ihr Verhältnis zur Heimat betrachten, das – affirmativ oder kritisch – hauptsächlich einer realistischen Schreibweise über die Heimat verpflichtet ist.

Die Schweizer Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist zunächst von einer hauptsächlich affirmativen Phase geprägt. So wird also die Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Erzählungen dominiert, die dezidiert ländliche, anti-urbane Textwelten entwerfen. Es gibt zwar auffällige Ausnahmen, wie Robert Walsers Romane, aber verkaufsstarke Romane beschränken sich auf den eng begrenzten Raum des Dorfes, in dem sich Generationenkette an Generationenkette reiht (Bachtin 1989). Es ist eine Phase, in der Schweizer Autoren ihre Heimat-Fiktionen massenhaft im Ausland absetzen. Erfolgreiche Autoren wie Jakob Christoph Heer (1859–1925), Alfred Huguenberger (1867–1960) oder Ernst Zahn (1867–1952) erzählen Textwelten, die ebenso im 19. Jahrhundert zu Gotthelfs Zeiten angesiedelt sein könnten. Die Stadt kommt in diesen Texten bestenfalls als Irrweg des Protagonisten in den Blick, wie etwa in Hermann Hesses frühem Roman *Peter Camenzind*. Selbst später erscheinende umfangreiche Generationenromane wie Inglin's *Schweizerspiegel* (1938/1955), Robert Faesis Zürcher Romantrilogie (1941–1952) und Kurt Guggenheims *Alles in Allem* (1952–1956) verlegen die ortsgebundene Generationenkette lediglich in den urbanen (Zürcher) Raum.

Die traditionalistischen Dorf-Erzählungen der Integration in die bürgerliche Welt der Heimat verschwinden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend aus dem ästhetisch anspruchsvollen Segment der Literatur. Dennoch kann sich die Schweizer Literatur nur zögerlich vom Schema der heimatlichen Textwelt lösen, in deren örtlich gebundene Generationenkette der Protagonist sich zu integrieren sucht. „Heimat“ bleibt als Begriff gerade dank der kritischen Auseinandersetzung mit den Generationen der Heimat aktuell. So sind Otto F. Walters Romane *Der Stumme* und *Zeit des Fasans* insbesondere Erzählungen von gescheiterter bzw. verweigerter Integration in die Kette von Generationen.

Vor diesem Hintergrund kann das Spezifikum von Peter Stamms Textwelten näher beschrieben werden. Zwar ist die Schweiz als thematischer Hintergrund nicht verschwunden, aber das Schema der örtlich gebundenen Generationenkette hat in seinen Textwelten ihre Relevanz verloren. Stamm ist damit inzwischen keine Ausnahmeerscheinung. Diese Loslösung von der Heimat-Frage der Schweizer Autorinnen und Autoren ist in den vergangenen Jahren mehrfach Gegenstand von Studien gewesen (Bachmann 1995; Reinacher 2003). Doch geht es hier weniger um die „Schweiz als Thema“ als um die dadurch ermöglichten Veränderungen fiktionaler Textwelten. Insbesondere geht es um die Frage, wie Textwelten sich mit sich selbst beschäftigen können.

Agnes

1998 erschien Peter Stamms Erstlingsroman *Agnes*. In diesem Roman wird der Bezug zwischen der primären Textwelt und der eingebetteten Geschichte, die der namenlose Protagonist über sich und Agnes schreibt, gleich am Anfang explizit gemacht: „Agnes ist tot. Eine Geschichte hat sie getötet.“ Die Geschichte, von der hier die Rede ist, entsteht innerhalb der primären Textwelt auf Agnes' Aufforderung hin:

„Schreib eine Geschichte über mich“, sagte sie dann, „damit ich weiß, was du von mir hältst“
„Ich weiß nie, was dabei herauskommt“, sagte ich, „ich habe keine Kontrolle darüber. Vielleicht wären wir beide enttäuscht.“
„Mein Risiko“, sagte Agnes, „du mußt nur schreiben“.
Ich war verliebt, und es sprach nichts dagegen, ein paar Tage zu opfern und eine Geschichte zu schreiben. Agnes' Eifer hatte mich neugierig gemacht, und ich war gespannt, ob das Experiment gelingen würde, ob ich überhaupt noch fähig war, Geschichten zu schreiben. (Stamm 1998: 50)

Das „Experiment“ erscheint jeweils kursiv im Erzählbericht des erzählenden Ichs. Das erlebende Ich verknüpft das Experiment auf problematische Weise mit der primären Textwelt:

„Fang an“, sagte sie, „lies!“
„*Wir saßen nebeneinander auf dem Sofa*“, las ich und wartete einen Moment. Aber Agnes rührte sich nicht, und ich fuhr fort: „*Agnes lehnte sich mit dem Rücken an mich. Ich küsste ihren Nacken. Ich hatte lange über diesen Augenblick nachgedacht, aber als ich sprechen wollte, hatte ich alles vergessen. Also sagte ich nur: ‚Willst du zu mir ziehen?‘*“ Ich hielt inne, wartete und schaute Agnes an. Sie sagte nichts.
„Und?“ fragte ich.
„Was sagt sie?“ fragte sie.
Ich las weiter: „*Agnes setzte sich auf und schaute mir ins Gesicht. ‚Meinst du wirklich?‘ fragte sie. ‚Natürlich‘, sagte ich. Ich wollte dich schon lange fragen. Aber ich habe gedacht ... du bist so selbstständig ...*“
Agnes stand auf und kam zum Sofa. Sie setzte sich neben mich und sagte: „Meinst du, daß das gut geht?“ (Stamm 1998: 65)

Zunehmend wird deutlich, wie sehr der Protagonist in seiner Erzählung der sekundären Textwelt vom Erzählschema einer Liebesgeschichte mitgerissen wird. Es werden immer mehr Ereignisse in der primären Textwelt herbeierzählt, sodass die Erzählung Einfluss auf seine tatsächliche Beziehung zu Agnes zu nehmen beginnt. Zunächst im Kleinen: Agnes kleidet sich an manchen Tagen wie von der Binnenerzählung vorgeschrieben. Doch erfüllt sich Agnes' Wunsch, die Geschichte solle zeigen, was der Erzähler-Protagonist ‚von ihr halte‘, auf unerwünschte Weise immer mehr. Dies wird deutlich, als Agnes entgegen dem Verlauf der Erzählung der sekundären Textwelt schwanger wird. Unter dem Schock verwechselt der Erzähler die Agnes der primären Textwelt mit derjenigen der sekundären Textwelt:

„Agnes wird nicht schwanger“, sagte ich. „Das war nicht ... Du liebst mich nicht. Nicht wirklich.“
[...]
Als müsse ich mich selbst überzeugen, sagte ich nur: „Sie ist nicht schwanger.“ (Stamm 1998: 90)

Das Muster der geordneten Liebesgeschichte lässt sich nicht der von Zufällen geprägten primären Textwelt aufdrängen. Nicht zuletzt existieren in der primären Textwelt neben Agnes weitere weibliche Figuren. Die komplexe primäre und die simple sekundäre Welten beginnen sich deshalb auseinanderzudividieren. In der primären Textwelt zerbricht die Beziehung mit Agnes vorübergehend und Agnes verliert das Kind; in der sekundären Textwelt bilden Protagonist und Agnes eine glückliche Familie mit zwei Kindern (Stamm 1998: 115f.). Dessen

ungeachtet bleibt auch die auktoriale zerstörerische Phantasie des Erzählers erhalten. Neben dem guten Schluss der sekundären Erzählung schreibt er (als ob in seinem „Kopf“ ein „Film abliefe“; Stamm 1998: 132) einen tragischen Schluss, in dem Agnes sich im Schnee das Leben nehmen würde.

Vor uns liegt das komplexe Verhältnis zwischen einer fiktiven primären Textwelt und einer darin entstehenden und von der primären Textwelt abhängigen sekundären Textwelt:

- Die sekundäre Textwelt reduziert das Personal der primären Textwelt drastisch, komplettiert dagegen vorübergehend das Paar zur glücklichen Familie.
- Die sekundäre Textwelt repräsentiert lediglich eine mögliche Zukunft, die sich aber in der primären Textwelt wegen der widrigen Umstände nicht erfüllen kann.
- Die sekundäre Textwelt ist von den Wünschen und Erwartungen des Erzählers abhängig. Sie fügt sich den Genre-Konventionen einer Liebesgeschichte ohne reale Gefährdungen und entwickelt zunächst eine konventionelle Partnersuche, sodann eine stereotype Erzählung eines Familienglücks, dann eine milde Versöhnungsgeschichte, die der Protagonist gegenüber Agnes als Ende ausgibt, aber auch die tragische Selbstmord-Variante, die Agnes in der primären Textwelt bewegt zu verschwinden.
- Aufgrund der Abhängigkeit der sekundären Textwelt kann nicht von einem intertextuellen Verhältnis im engeren Sinne gesprochen werden. Allerdings geraten die Textweltmuster des Genres der konventionellen Partner-Suche als erfolgreiche Liebesgeschichte zum intertextuellen Hintergrund des Romans bzw. werden zur „architektonischen“ Genre-Vorlage (Genette 1979).
- Das Verhältnis zwischen primärer und sekundärer Textwelt ist kommentierend, insofern die sekundäre Textwelt die unterschiedlichen Ausgänge einer Beziehungsgeschichte reflektiert, die alle gleichermaßen schematisch sind.

Welchen Ausgang die primäre Textwelt tatsächlich nimmt, ist deshalb nicht im Einzelnen festgelegt. Die Erzählung der primären Textwelt verweigert den konventionellen Erzählabschluss. Agnes hat zwar den tragischen Schluss gelesen und ist daraufhin verschwunden. Der Erzähler nimmt aber lediglich an, dass sie sich wie in seiner tragischen Variante, das Leben nimmt, ohne diesen Verdacht irgendwie zu erhärten. Es bleibt fraglich, warum Agnes ausgerechnet das tragische Erzählschema realisieren sollte, nachdem die nicht-tragischen alle unerfüllt geblieben sind. Auch die letzte Variante sollte als das gelesen werden, was die anderen Schemata sind: Kommentare zur Macht der Schemata über Partnerbeziehungen.

An einem Tag wie diesem

Das (ironische) Verhältnis von schematischer sekundärer Textwelt und komplexer primärer Textwelt ist auch Thema von Stamms zweitem Roman *An einem Tag wie diesem*. Der Roman ist 2006 im Fischer-Verlag, Frankfurt erschienen. Er erzählt die Selbstfindung des Lehrers Andreas. Dass diese Selbstfindung letztlich gelingt (wenn auch in einer ironischen Übererfüllung trivialer Genre-Konventionen), ist geradezu ungewöhnlich für Peter Stamms Erzählungen. Dagegen ist es nicht ungewöhnlich, dass es dabei vor allem um die Beziehung des männlichen Protagonisten im mittleren Alter zu (meist jüngeren) weiblichen Partnerinnen geht.

Die Erzählinstanz in diesem Roman ist nicht-diegetisch, gehört also noch zur primären Textwelt, diese wird allerdings hauptsächlich aus der Fokalisierung der Figur Andreas erzählt. Interessanterweise weichen gerade diejenigen Elemente von diesem Schema ab, die als modale Ausdifferenzierungen von weiteren Textwelten betrachtet werden können, etwa wenn Andreas seinen eigenen Unfalltod imaginiert (Stamm 2006: 11f.), und der Erzähler innerhalb dieser möglichen, aber nicht realisierten Variante, vorübergehend eine nicht-figurale Fokalisierung aufgreift.

Unter Stamms Romanen ist *An einem Tag wie diesem* insofern bemerkenswert, als der Protagonist tatsächlich angesichts einer möglichen Lungenkrebs-Diagnose von Paris aus in seine Schweizer Heimat fährt. Doch im Gegensatz zum Muster des Heimat- bzw. Anti-Heimat-Romans spielt die Frage der Generationenkette eine untergeordnete Rolle. Der Bruder mit seiner Familie wird geradezu nebenbei abgefertigt (Stamm 2006: 145), das Haus der Kindheit steht nunmehr leer. Verführerisch ist auch hier nur ein Erzählschema: Andreas ist von einem klischeehaften Schulbuchsroman mit dem Titel *Liebe ohne Grenzen* fasziniert, in dem er einen Gegenentwurf zu seinem eigenen Leben sieht:

Das zweite [Buch] hieß „Liebe ohne Grenzen“. [...] Andreas las den Klappentext. Die Geschichte handelte von Angélique, einer jungen Pariserin, die eine Stelle als Au-pair-Mädchen in Deutschland annimmt und sich in Jens verliebt, [...].(Stamm 2006: 20)

Die Parallelen, die Andreas zwischen der primären und der sekundären Textwelt vermeint zu erkennen, können in einer Tabelle dargestellt werden:

| Sekundäre TW: Liebe ohne Grenzen | Primäre TW: An einem Tag wie diesem |
|---|--|
| Jens und Angélique | Andreas, Fabienne und Manuel |
| Angélique, Au-Pair aus Paris, genannt „Schmetterling“ | Fabienne, Au-Pair aus Paris, genannt „Butterfly“ |
| Aufenthalte am Kanal in Schleswig-Holstein (Jens und Angélique) | Aufenthalte am Weiher in der Schweiz (Andreas, Fabienne, Manuel) |
| „„Schade“, sagte sie leise. „Es wäre jetzt sehr hübsch, wenn du wüsstest, was ich gern möchte.““ (Stamm 2006: 22) | „Und [Fabienne] hatte gesagt, [Andreas] wisse nicht, was er wolle.“ (Stamm 2006: 22) |
| Angélique kehrt nach Paris zurück | Fabienne kehrt nach Paris zurück |
| Happy End: Jens beginnt später ein Studium in Paris und trifft Angélique zufällig auf der Champs Elysées. | Verpasstes Happy End: Andreas wird am Ende seiner Ausbildung Gymnasiallehrer in Paris; aber Fabienne kehrt fast gleichzeitig in die Schweiz zurück, um Manuel zu heiraten. |

Abermals ist die Realität der primären Textwelt konfliktträchtiger als diejenige der schematischen sekundären Textwelt. Im Gegensatz zu Angélique in der sekundären Textwelt gründet Fabienne in der primären Textwelt eine Familie mit Andreas' ehemaligem Jugendfreund Manuel. Auch Andreas' Versuch, an die alte Liebe anzuknüpfen, ist von Anfang an problematisch, denn er fährt nicht allein in die Schweiz, sondern wird von einer neuen Freundin, Delphine, begleitet.

Dementsprechend fügt sich die primäre Textwelt nicht dem einfachen Schema der Liebesgeschichte der sekundären Textwelt. Fabienne und Andreas können sich nicht einmal einig werden darüber, wie die Ereignisse der sekundären Textwelt auf die primäre Textwelt zu beziehen sind:

„Das hätte ich fast vergessen“, sagte [Fabienne]. Sie stieg ab und zog das Büchlein, das Andreas ihr mitgebracht hatte, aus der Jackentasche. [Andreas] trat zu ihr, aber er nahm das Buch nicht.
 „Hast du es gelesen?“
 „Ja“.
 „Und?“
 Es muss hunderte von Geschichten geben wie unsere.“
 „Aber die Details. Dass ich dich Schmetterling genannt habe...“

„Das war Manuel. Er hat mich so genannt.“

[...]

„Eigentlich ist es die Geschichte von dir und Manuel“, sagte Andreas.

„Nein“, sagte Fabienne, „es ist unsere Geschichte. Das mit Manuel ist keine Geschichte. Das ist die Realität.“ (Stamm 2006: 182)

Fazit

Sinnvolle Forschungsfragen zu Textwelten zielen darauf ab, wiederkehrende Muster in den Textwelten und das Verhältnis von Textwelten untereinander zu ermitteln, denn das Spezifische von ästhetischen Entscheidungen bei der Gestaltung von Textwelten ergibt sich erst im Vergleich von Textwelt-Traditionen. Zu solchen Mustern gehören zum Beispiel die ortsgebundenen Generationenkette in den Heimat- und Anti-Heimat-Romanen.

Peter Stamms Textwelten drehen sich demgegenüber in auffälliger Weise um Protagonisten, die vielleicht aus der Schweiz stammen, deren Hauptproblem aber ganz gewiss nicht die kulturelle Identität ist. Stamms Textwelten sind häufig von mobilen und urbanisierten Protagonisten bevölkert, die in Großstädten des Okzidents wie Paris und Chicago leben und die Heimat lange nicht mehr gesehen haben, und schon das die Städte umgebende „Land“ allenfalls zur Erholung aufsuchen. Das Lebensthema dieser Protagonisten ist nicht die Integration in die Generationenkette, sondern ihre Beziehungsschwierigkeiten zum anderen Geschlecht.

Gleichzeitig tritt gerade in den Romanen *Agnes* (1998) und *An einem Tag wie diesem* (2006) ein postmoderner Zug in die Textwelten hinein: Die Romane *Agnes* und *An einem Tag wie diesem* bieten gute Beispiele, wie Textwelten der Schemaliteratur eine Reduktion einer primären Textwelt-Realität darstellen. So wenig sich die Protagonisten dem verführerischen Zauber der Schemata sekundärer Textwelt entziehen können, so sehr entpuppen sich die primären Textwelten als zu komplex für solche einfachen Schemata. Freilich ist auch die primäre Textwelt eine fiktive Konstruktion – eine Konstruktion aber, die durch die eingebettete sekundäre Textwelt deutlich signalisiert, dass sie sich ihres Konstruktionscharakters bewusst ist. Diese produktive Spannung zwischen traditionellem Erzählen und narrativem Experiment wird auch sichtbar in der paradoxalen Konstruktion der neueren Kurzgeschichte *Sweet Dreams* (Stamm 2011: 161–186). Während der Beginn dieser Erzählung mit einer penetrant präzisen Schilderung sozialer Realität geradezu den Eindruck eines Erfahrungsberichts vermittelt, erzählen die letzten Zeilen, wie die fokalisierte Protagonistin einen Schriftsteller im Lokalfernsehen als Erfinder ihrer eigenen Figur erkennt. Freilich entpuppt sich auch der Schriftsteller – wir befinden uns ja in einer Erzählung – als fiktive Figur. Die letzten Aussagen könnten als Erzählkommentar, aber auch als (völlig paradoxaler) Gedankenbericht der nicht-mehr-existierenden Figur interpretiert werden.

Textwelten unmittelbar erzählen zu können und gleichzeitig markieren, dass Erzählen immer auch Schema und Konstruktion ist, das ist ein Hinweis auf ein nicht-naives und dennoch traditionelles selbstbewusstes Erzählen. Das Anzitiern der trivialen Schemata macht – quasi intertextuell – die nicht mehr gültigen Gattungsvorlagen bewusst, indem die sekundären eingebetteten Textwelten immer nur als Erwartung oder Wunsch der primären Textwelt ausgestellt werden.

Literaturverzeichnis

- Anz, Thomas (2007): „Textwelten.“ – In: *Handbuch der Literaturwissenschaft*. Band 1: Gegenstände und Begriffe. Thomas Anz (Hg.). 111–130. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Bachmann, Plinio (1995): „Die Sprache der verlorenen Heimat.“ – In: *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur*. Christian Döring (Hg.). 246–270. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bachtin, Michail M. (1989): *Formen der Zeit im Roman*. Untersuchungen zur historischen Poetik. – Frankfurt: Fischer.
- Dennerlein, Katrin (2009): *Narratologie des Raumes*. – Berlin: de Gruyter.
- Dixon, Peter und Marisa Bortolussi (2003): *Psychonarratology. Foundations of the Empirical Study of Literary Response*. – Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Eder, Jens (2008): *Was sind Figuren? Ein Beitrag zur interdisziplinären Fiktionstheorie*. – Paderborn: Mentis.
- Emmott, Catherine (1997): *Narrative Comprehension. A Discourse Perspective*. – Oxford: Clarendon.
- Gavins, Joanna (2007): *Text World Theory. An Introduction*. – Edinburgh: Edinburgh Univ. Press.
- Genette, Gérard (1972): „Discours du récit. Essai de méthode.“ – In: *Gérard Genette : Figures III*. 65–282. Paris: Seuil.
- (1979): *Introduction à l'architexte*. – Paris: Seuil.
- Herman, David (2004): *Story Logic. Problems and Possibilities of Narrative*. – Lincoln, London: Univ. of Nebraska Press.
- Lotman, Juri M. (1993): *Die Struktur literarischer Texte*, übers. v. Rolf-Dietrich Keil. 4. Aufl. – München: Fink.
- Martinez, Matias und Michael Scheffel (1999): *Einführung in die Erzähltheorie*. – München: Beck.
- Nünning, Ansgar (2009): „Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung. Grundlagen, Ansätze, narratologische Kategorien und neue Perspektiven.“ In: *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*. Wolfgang Hallet und Birgit Neumann (Hgg.). – Bielefeld: Transcript.
- Reinacher, Pia (2003): *Je Suisse. Zur aktuellen Lage der Schweizer Literatur*. – München; Nagel & Kimche.
- Ryan, Marie-Laure (1991a): „Possible Worlds and Accessibility Relations. A Semantics Typology of Fiction.“ – In: *Poetics Today* 12,3. 553–576.
- (1991b): *Possible Worlds. Artificial Intelligence and Narrative Theory*. – Bloomington, Indianapolis: Indiana Univ. Press.
- Stamm, Peter (1998): *Agnes. Roman*. – Zürich: Arche.
- (2006): *An einem Tag wie diesem. Roman*. – Frankfurt: Fischer.
- (2011): *Seerücken. Erzählungen*. – Frankfurt: Fischer.
- Werth, Paul (1999): *Text Worlds. Representing Conceptual Space in Discourse*. – Harlow: Longman.

Von slowakischen Archiven zur internationalen Germanistik

† *Ilpo Tapani Piirainen*

1. Persönliche Vorbemerkungen

Meine wissenschaftliche Tätigkeit in der Slowakei begann am 08. März 1969 mit einem Vortrag an der Pädagogischen Fakultät in Banská Bystrica; an den darauf folgenden Tagen war ich zum ersten Mal in einem slowakischen Archiv und schaute dort deutschsprachige Handschriften der Frühen Neuzeit an. Seitdem forsche ich jedes Jahr, nunmehr seit 43 Jahren, jährlich durchschnittlich zwei Monate lang in staatlichen Archiven der Slowakei und veröffentliche Editionen von und Untersuchungen zu Handschriften, die im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit im Königreich Ungarn im Gebiet der heutigen Slowakei aufgezeichnet wurden. Diese Forschungen wurden durch eine vielseitige Beratung und Hilfe seitens meiner eigenen Familie, vieler Freunde und Bekannter, kompetenter Archivare und Archivarinnen und anderer Wissenschaftler/innen sowie mehrerer Institutionen, nicht zuletzt durch die slowakische Archivverwaltung, ermöglicht. Damit dieser Weg – nicht nur im geographischen Sinne – einem Außenstehenden verständlich wird, seien zuerst einige Vorbemerkungen recht persönlicher Art erlaubt. Danach folgen Bemerkungen zu Untersuchungsmethoden und zu archivalischen Quellen aus germanistischer Sicht; im dritten Teil (Anhang) wird eine thematisch angeordnete Teilbibliographie meiner Veröffentlichungen abgedruckt, die einen Bezug zur Slowakei haben.

Ich wurde am 15. November 1941 in Kiihtelysvaara in Finnland geboren. Wie kommt ein karelischer Junge aus dem Dorf Kiihtelysvaara in der heutigen finnischen Provinz Nordkarelien, nur 50 km von der russischen Grenze entfernt, nach Münster in Westfalen und in die vielen Städte der Slowakei, die heute nicht zu den Metropolen Europas zählen? Mein Elternhaus, 1905 im Dorf Kiihtelysvaara vom Großvater meiner Mutter gebaut, liegt direkt der Kirche gegenüber. Die Holzkirche in Kreuzform wurde 1790 erbaut und im Inneren mit vielen Fresken bemalt. Diese Kirche mit einem Dach aus Schindeln und mit ca. 200 Sitzplätzen wurde vor mehreren Jahren von dem finnischen Architektenverband zur schönsten Holzkirche Finnlands gewählt. Das umfangreichste Wörterbuch finnischer Mundarten ist das 10-bändige Wörterbuch der Mundart meines Heimatdorfes Kiihtelysvaara. Aus unserem Dorf wurden 400 Volkslieder gesammelt und mit Noten und Texten veröffentlicht. Von diesen Dingen habe ich als Kind natürlich nichts gemerkt: Im Winter musste ich mit Skiern zur Grundschule laufen, dann später mit dem Bus zum 35 km entfernten Gymnasium in Joensuu fahren. Nach dem Abitur im Alter von 17 Jahren folgten das Studium mit dem Hauptfach Germanistik an der Universität Helsinki, Magister, Promotion, Habilitation, Dozentur, auch die erste Professur für deutsche Sprache 1972 an der damaligen Wirtschaftshochschule, der jetzigen Universität Vaasa in Finnland.

Und der Weg nach Europa? Über das große Nachbarland – die Sowjetunion, wie es lange hieß – habe ich mir in meinen jungen Jahren keine Gedanken gemacht: Die Grenze war hermetisch abgeschlossen. Den Krieg habe ich nicht mehr bewusst erlebt; von den damals vier Millionen Einwohnern Finnlands wohnten über 500.000 in Karelien, in dem Gebiet, das Finnland 1944 an die Sowjetunion abgeben musste. Alle Einwohner kamen von dort freiwillig in das übrige Finnland, wurden neu angesiedelt. Nur aus den Erzählungen vor allem meiner Mutter kannte ich die langen Flüchtlingstrecks, die auf der Straße zwischen der Kirche und meinem Elternhaus nach Joensuu, der nächsten Eisenbahnstation wanderten.

In der Grundschule wurden drei Jahrgänge, von der ersten bis zur dritten Klasse, in einem Raum gemeinsam unterrichtet. Der Übergang ins Gymnasium nach Joensuu war eine große

Umstellung: Da mein Dorf und somit auch ich eine finnisch-karelische Mundart sprachen, musste ich im Gymnasium die finnische Hochsprache richtig lernen. Schon vom ersten Schuljahr an kam das Schwedische, vom zweiten an das Deutsche hinzu – das ja die Grundlage für meinen späteren Beruf bildete. Ein Jahr vor dem Abitur war ich vier Wochen lang mit einer finnischen Schülergruppe zu einem Sprachkursus in Oldenburg in Deutschland. Mein Interesse für die deutsche Sprache wurde dadurch gestärkt; so war es für mich fast selbstverständlich, dass ich mich um einen Studienplatz für Germanistik an der Universität Helsinki bewerben würde. Wie ich mich als 17-jähriger Junge aus einem finnisch-karelischen Dorf an der Universität und mit dem Leben in Helsinki zurechtfindet, kann ich nicht im Einzelnen erklären. Für das Einleben in das Leben in einer Großstadt war es ein Glücksfall, dass ich als Untermieter ein kleines Zimmer in der Wohnung von Litja Ilmari, einer pensionierten Schauspielerin des Finnischen Nationaltheaters, fand und dort meine ganze Studienzeit hindurch wohnen konnte. Jedes Jahr war ich in den Semesterferien zu einem Sprachpraktikum in Deutschland; ich arbeitete als Hilfskraft u.a. im Vermessungsbüro der Stadt Hannover und in der Bibliothek des Instituts für Schiffbau der Universität Hamburg. Nach dem dritten Studienjahr konnte ich mit einem Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) eine „Sommeruniversität“, den Ferienkurs der Universität Freiburg, besuchen. Das Studienjahr 1963/64 war ich erstmals in Münster; durch die Partnerschaft zwischen den Universitäten Helsinki und Münster erhielt ich ein Stipendium und konnte in Münster Allgemeine Sprachwissenschaft studieren, ein Fach, das damals an keiner finnischen Universität unterrichtet wurde. Nach dem finnischen Magisterexamen folgten dann weitere Aufenthalte am Sprachwissenschaftlichen Institut der Universität Münster – wichtig für meine Ausbildung, aber daneben das Wichtigste: In Münster habe ich meine Frau Elisabeth, geb. Dörrie kennengelernt.

Und die Spur in die Slowakei? In meiner finnischen Dissertation (1968) habe ich für die Untersuchung umfangreicher Texte etwa aus dem Jahr 1600 die Methode der Graphematik benutzt, deren Theorie in den 1930er Jahren im Prager Linguistenkreis entwickelt, aber erst mit der Textverarbeitung der Großcomputer der 1960er Jahre angewandt werden konnte. Ich wollte damals noch lebende tschechische Sprachwissenschaftler der 1930er und 1940er Jahre kennen lernen und bewarb mich um ein Stipendium im Rahmen des finnisch-tschechoslowakischen Kulturabkommens. Dann kam im August 1968 der Einmarsch der sog. „befreundeten Truppen“ des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei; ich konnte nicht mehr an den geplanten Forschungsaufenthalt glauben. Um die Weihnachtszeit 1968 kam jedoch bei uns zu Hause ein Anruf aus dem Unterrichtsministerium in Helsinki: Ich werde zum ersten Februar 1969 in Prag erwartet. Darauf hin war ich drei Monate in Prag, ganz offiziell an der Karls-Universität Prag, der ältesten Universität Mitteleuropas. Ich war Forscher am Institut für algebraische Linguistik der Univerzita Karlová und daneben oft am Institut für Tschechische Sprache der Akademie der Wissenschaften zu Gast. Mein Betreuer an der Karls-Universität war der junge Linguist Petr Pit'ha, mit dem mich bis heute eine Freundschaft verbindet. Durch seine Vermittlung lernte ich den „Vater“ der Graphemtheorie, Jozef Vachek, kennen und konnte mit ihm viele ertragreiche Gespräche führen. Es war eine interessante Zeit – nachträglich betrachtet aber eigentlich bedrückend, wegen der deprimierten Kolleginnen und Kollegen, die an den „Prager Frühling“ geglaubt hatten und nun Tag für Tag neue Restriktionen erfahren mussten – am 1. April 1969 wurde die Zensur wieder eingeführt.

Durch den Germanisten Michal Olejár hatte ich damals eine Einladung in die Slowakei bekommen. Ich weiß genau, wann meine Karriere in der Slowakei begann: Am 8. März, dem Internationalen Frauentag des Jahres 1969, hielt ich einen Vortrag an der Pädagogischen Fakultät in Banská Bystrica. Aus Prag hatte ich den Hinweis bekommen, in der Slowakei gebe es deutsche Handschriften. Ich habe meinen Wunsch geäußert; am folgenden Tag konnte ich in die Archive gehen. In Prag wurde mein Stipendium für einen Forschungsaufenthalt in Archiven der Slowakei verlängert. Ende Juni 1969 fuhr ich mit meiner Frau und unserem 15 Monate alten

Sohn Heikki nach Zvolen, wo wir in einem Studentenwohnheim untergebracht wurden. Ich hatte an der Universität Helsinki eine gute sprachhistorische und philologische Ausbildung bekommen; die sprachwissenschaftlichen Studien in Münster und Prag haben diese ergänzt. Für die Untersuchung von Handschriften aus dem Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit musste ich jedoch auch Paläographie und Diplomatik (= Handschriftenkunde und Editionstechniken) studieren. Es kam aber noch eine schwere Aufgabe hinzu: Ich musste Slowakisch lernen. Nicht zuletzt war es nicht immer einfach, Jahrzehnte lang den Alltag unter oft bescheidenen Bedingungen eines sozialistischen Landes zu bewältigen.

In den Jahren 1972–1980 war ich an der Pädagogischen Hochschule in Münster und 1980–2007 an der Universität in Münster als Professor für deutsche Sprache und Linguistik tätig. Immer wieder musste ich dort den Freiraum für die Forschung erkämpfen. Neben meinem Schwerpunkt, den Handschriftenstudien in slowakischen Archiven, forsche ich seit Mitte der 80er Jahre regelmäßig auch in schlesischen Archiven in Polen – dafür lernte ich wieder eine neue Sprache, das Polnische. Ich hatte das Glück, kompetente Archivare, gute Kolleginnen und Kollegen und vor allem viele gute Menschen kennenlernen zu dürfen. Auch während meiner Tätigkeit als Germanistikprofessor an der Cyril- und Method-Universität in Trnava hatte ich fast ausnahmslos positive Erfahrungen.

2. Methodische Vorüberlegungen

2.1 Sprachhistorische Ausbildung in der finnischen Germanistik

Sowohl in der Auslandsgermanistik als auch in der muttersprachlichen Germanistik der deutschsprachigen Länder waren die Studienordnungen während meiner Studienzeit durch die Schwerpunkte der klassischen deutschen Literatur und Sprachgeschichte geprägt. In Finnland wurde die deutsche Literatur der Neuzeit nur am Rande der Germanistik behandelt. Für alle Philologien der neueren Sprachen an der Universität Helsinki war der Anteil der Literaturstudien recht marginal; dafür gab es dort das eigenständige Fach „Ästhetik und Literaturwissenschaft“ – ein beliebtes Nebenfach vieler Studierenden. In der Germanistik wurden die deutsche Literatur des Mittelalters (Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch mit obligatorischen Lehrveranstaltungen, darunter jeweils zwei Semester lang „Nibelungenlied“ und „Walther von der Vogelweide“), Texte Martin Luthers (zwei Semester lang) und Gotisch (ein Semester lang) sowohl aus literaturwissenschaftlicher als auch aus sprachgeschichtlicher Sicht behandelt. Für den Erwerb guter Deutschkenntnisse wurden obligatorische Phonetik- und Grammatikübungen sowie Kurse für Übersetzungen und Textgestaltung durchgeführt. Das Große Latinum (in Finnland „Pro exercitio“) war für alle Philologiestudenten Voraussetzung für das Ablegen eines Magisterexamens. Erst gegen Ende der 1960er Jahre wurden die sprachhistorischen Studien und Forschungen als „Positivismus“ kritisiert; die Studienordnungen wurden in Richtung „Neuhochdeutsch“, „Soziolinguistik“ und „Kommunikation“ revidiert.

Noch in den 1960er Jahren war Deutsch an den weiterführenden Schulen Finnlands eine beliebte Fremdsprache, wurde jedoch nach 1970 durch das Englische verdrängt. Bis dahin hatten die meisten Germanistikstudenten das Berufsziel eines Deutschlehrers. Für die künftigen Deutschlehrer/innen war der sprachpraktische Anteil des Studiums (Grammatik-, Phonetik- und Übersetzungsübungen) eine gute Berufsvorbereitung. Die Sprachdidaktik hatte im Germanistikstudium kaum einen Stellenwert. Die schulpraktischen Studien wurden damals und auch heute während des zweisemestrigen Vorbereitungsdienstes (auf Finnisch „auskultointi“) durchgeführt und fanden erst allmählich Raum in der Universitätsausbildung. Für einen Forscher im Bereich der Sprachgeschichte war der Umgang mit älteren Sprachstufen und deren Beschreibung auch aus heutiger Sicht nützlich; das Berufsbild „Sprachforscher“ können sich aber die wenigsten

Germanistikstudenten vorstellen. In meinem Studium habe ich die grundlegenden philologischen Fertigkeiten, die Genauigkeit und die Ausdauer für den Umgang mit alten Texten gelernt. Alle anderen für die Archivstudien notwendigen Voraussetzungen (Historische Hilfswissenschaften, Einarbeitung in die Geschichte und Kultur einer Untersuchungsregion einschließlich der entsprechenden Sprachen sowie die Editionstechniken für verschiedene Epochen und Textsorten) musste ich mir anderweitig aneignen. Im Laufe der Jahre hatte ich innerhalb und außerhalb der Slowakei kompetente Lehrer und Archivare, die mir bei diesen Aufgaben geholfen haben. Vor allem habe ich Menschen kennengelernt, die mein Interesse und schließlich auch meine Begeisterung für die Slowakei geweckt und gefördert haben.

2.2. Anfänge der Sprachgeschichtsforschung in der vergleichenden Sprachwissenschaft

Die Anfänge einer jeden Beschäftigung mit der Sprache liegen den abendländischen Auffassungen zufolge in der Genesis, in der Schöpfungsgeschichte im 1. Buch Mose der Bibel. Nachdem Gott den Menschen als ein sprechendes Wesen geschaffen habe, werde die Menschheit als eine große Einheit einander verstehender Einzelwesen, im heutigen Sinne als Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft, aufgefasst. Da heißt es, dass „die ganze Erdbevölkerung eine einzige Sprache und dieselben Worte“ habe. Die ersten wissenschaftlichen Betrachtungen über die Sprache finden sich in der Sanskrit-Grammatik von Pāṇini, der vermutlich im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte, im abendländischen Kulturkreis in der griechischen Philosophie bei Platon (427–347 v. Chr.) und Aristoteles (384–322 v. Chr.). Die ersten Überlegungen zur Entstehung der Sprachen finden sich bei Diogenes Laertius Epikur (ca. 341–270 v. Chr.). Die griechischen Gelehrten schufen die Grundlagen für die grammatische Fachsprache, die in lateinischen Übersetzungen bis heute gebraucht wird. Beiträge der Römer zu diesen Themen finden sich bei Marcus Terentius Varro (116 v. Chr. – 27 n. Chr.) und Aurelius Augustinus (354–430 n. Chr.). Die beschreibende Grammatik „Ars grammatica“ von Aelius Donatus (ca. 350 n. Chr.) beeinflusste bis zum späten Mittelalter die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache.¹

Archäologie und Sprachwissenschaft stellen die wichtigsten Bereiche für die Erforschung der Geschichte und Verbreitung von Sprachen in der Zeit vor der Verschriftlichung der gesprochenen Sprachen dar; dies gilt in unserem Sinne für das Indogermanische und das daraus entstandene Germanische sowie für die Entstehung und Entwicklung der deutschen Sprache. Das Fach Vergleichende Sprachwissenschaft, auch Indogermanistik genannt, wurde im 19. Jahrhundert für die Untersuchung der lexikalischen und grammatischen Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen indogermanischen bzw. indoeuropäischen Sprachen und der Parallelen in Phonetik und Lexik in der Zeit vor der schriftlichen Überlieferung der Einzelsprachen etabliert. Bis in die 1960er Jahre war dieses Fach an allen deutschsprachigen Universitäten und den wichtigsten Universitäten des europäischen Auslandes vertreten. Die Forschungsmethoden wurden zwar weiterentwickelt, aber der im 19. Jahrhundert erreichte Wissensstand gilt zu einem großen Teil auch heute. Begriffe wie die *Ursprache*, das *Urvolk* und die *Urheimat* des *Proto-Indogermanischen* wurden in Frage gestellt und eher als Abstraktion aufgefasst. Die lexikalische Untersuchung einschließlich der *Etymologie* (Herkunft, Grundbedeutung, historische Entwicklung der Wörter und ihre Verwandtschaft mit Wörtern gleichen Ursprungs) hat sich in den vergangenen Jahrzehnten methodisch weiterentwickelt. Wichtige Forschungsergebnisse liegen in einer übersichtlichen Form, u. a. in einem Wörterbuch der ca. 4.500 den indogermanischen Sprachen gemeinsamen Wörter, vor.²

¹ Arens (1969, 3–34).

² Mann (1984).

Das Germanische ist seit der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. als „geschlossenes primäres Kontinuum“, nicht als eine einzelne Ursprache, nachweisbar. Archäologische Ausgrabungen haben bewiesen, dass um jene Zeit germanische Stämme im Süden Skandinaviens und zwischen dem 4. und 2. Jahrhundert v. Chr. in Gebieten der Flüsse Oder und Weichsel ansässig waren und dann weiter nach Osten und Südosten vorgestoßen sind. In den Jahren 113-101 v. Chr. treffen sie zum ersten Mal auf Römer. In der Zeit der Völkerwanderung (ca. 4. – 7. Jahrhundert nach Chr.) sind verschiedene germanische Stämme, u. a. Alemannen, West- und Ostgoten, Franken und Sachsen ebenfalls durch archäologische Funde nachweisbar. Germanische Lehnwörter aus der Zeit zu Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. finden sich in einer „konservierten“ Form in benachbarten Sprachen. Besonders viele germanische Lehnwörter sind im Finnischen vorhanden: Wörter wie *kuningas* „König“, *kauppias* „Kaufmann“ und *rengas* „Ring“; die noch altgermanische Endung *-as* weist darauf hin, dass die Übernahme durch Alltagskontakte und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Nordgermanen und Finnen geschah. Die Finnen waren um jene Zeit an den Küsten und im Osten des heutigen finnischen Gebiets fest angesiedelt.

2.3. Der Weg zu einer Schriftlichkeit in der deutschen Sprache

Oben wurde auf die Bedeutung der Archäologie und der Indogermanistik für die Erforschung der Vorgeschichte der deutschen Sprache hingewiesen. In der sprachhistorisch orientierten Germanistik müssen Methoden für den Sprachvergleich auf den Ebenen der Lexik, Grammatik, Phonetik und Etymologie sowie eine zeitliche und räumliche Einordnung der Erscheinungen zumindest in Ansätzen bekannt sein. Für die Entwicklung der Vorformen des Deutschen ist die erste, sog. *germanische Lautverschiebung* etwa um die Zeit der Völkerwanderung wichtig. Zu jener Zeit, als es schon eindeutig eigenständige germanische Stämme in verschiedenen Teilen Europas gab, wurde das gemeinermanische Lautsystem im Unterschied zu zahlreichen anderen indogermanischen Sprachen konstituiert. Dieser *Sprachwandel* war ein Prozess von mehreren Jahrhunderten und geschah nicht einheitlich in verschiedenen Sprachräumen. Die Einzelheiten können den verschiedenen Nachschlagwerken entnommen werden und sollen nicht als Gedächtnisballast in der germanistischen Ausbildung verlangt werden. Vielmehr handelt es sich im heutigen Sinne um die *Kommunikationsformen* zwischen Sprechern in verschiedenen Sprachgemeinschaften, wie derartige Gebilde auch im Europa von heute existieren und sich verändern.

Die älteste in längeren Texten schriftlich vorliegende Sprache der Germanischen Sprachen ist das *Gotische*, eine dem ostgotischen Stamm der Germanen zuzurechnende archaische Sprachform. Das wichtigste bis heute erhaltene Denkmal dieser Sprache ist die von Wulfila aus dem Griechischen übersetzte Bibel, der Codex Argenteus, eine in Oberitalien entstandene Handschrift aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. Die in Stein eingemeißelten Namen (heute z. B. auf Grabsteinen) oder kurzen Textstücke werden in der heutigen Forschung *Inschriften* genannt. Es gibt sie seit der Antike, z.B. in Inschriften aus Römersiedlungen in Nordafrika, d.h. Überlieferungsformen des Lateinischen, die sonst nicht bekannt sind. Ebenso finden sich Inschriften des 6. – 7. Jahrhunderts in verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachraumes. Sie enthalten als „deutsch“ zu deutende einzelne Wörter oder Namen, oft im sonst lateinischen Text.

Im skandinavischen Raum liegen aus dem 2. – 8. Jahrhundert in Inschriften überlieferte germanische Schriftzeichen vor, die *Runen* genannt werden. Dieses Wort ist noch in der althochdeutschen Form *runa* in der Bedeutung „Geheimnis“ bekannt. Diese Inschriften sind kurz, oft Formeln oder Namen, denen früher eine magische Kraft zugeschrieben wurde. Die in anderen Inschriften überlieferten (Teil)texte aus früher von germanischen Stämmen besiedelten Gebieten werden als *vorliterarisches Deutsch* bezeichnet. In den Runen und auch in Inschriften aus dem nördlichen Teil des heutigen deutschen Sprachgebietes finden sich keine Anzeichen

der *Zweiten bzw. althochdeutschen Lautverschiebung*. Diese phonetische Änderung betraf einige wenige Konsonanten, verbreitete sich vom 8. Jahrhundert an vom Süden des deutschen Sprachgebietes in Richtung Norden und bildete schließlich die Grenze zwischen dem Althochdeutschen und dem Altsächsischen, später zwischen den hochdeutschen und niederdeutschen Mundarten. Auch diese sprachliche Änderung hat mehrere Jahrhunderte lang gedauert; ihre *zeitliche und räumliche Verbreitung* wird seit über 100 Jahren in der Frühneuhochdeutsch-Forschung untersucht.³

3. Die Entwicklung der deutschsprachigen Schriftlichkeit im Mittelalter

3.1. Sprachgeschichte und Siedlungsgeschichte

Die Untersuchung der Texte, die heute nur in schriftlicher Form vorliegen, beinhaltet neben einer sprachimmanenten (d.h. einer graphemischen, morphologischen, syntaktischen, lexikalischen und semantischen) Analyse auch die Erforschung der *Kommunikationsformen* vergangener Zeiten. „Was steckt hinter den Urkunden?“ – war eine zentrale Frage in einer international beachteten, preisgekrönten Monographie über das Mittelalter.⁴ Die althochdeutsche Schriftlichkeit von den Anfängen im 8. bis zum 11. Jahrhundert war fast ausschließlich religiösen Inhalts und ein Mittel sowohl der kirchlichen als auch der weltlichen Machtansprüche. Die Unterwerfung der Sachsen diente vorrangig den Interessen Karls des Großen, der sich am Weihnachtstag des Jahres 800 durch Papst Leo III. zum Römischen Kaiser krönen ließ und damit zum Herrscher der westlichen Teile Europas wurde. Gleichzeitig legte dies aber den Grundstein für das Werden des deutschen Reichs, das damals von Franken, Schwaben, Bayern, Thüringern, Sachsen und Lothringern gebildet wurde. Die Randgebiete der ungarischen Tiefebene standen nun einer bayerisch-fränkischen Missionierung und einer Besiedlung offen. In die menschenleere Steppe zwischen den Flüssen Donau und Theiß zogen Ende des 9. Jahrhunderts Magyaren bzw. Ungarn ein; durch den Sieg Karls des Großen über die Awaren im Jahre 805 wurde das Einströmen westlicher und christlicher Kultur nach Böhmen, Mähren und auch in das Gebiet der heutigen Slowakei möglich. „So kam es, dass die beiden byzantinischen Lehrer aus Thessaloniki, Kyrill und Method, bei ihrer Ankunft 863 in Pannonien und Mähren das Christentum und Kirchen bereits vorfanden. Sie brauchten die christliche Lehre nur zu vertiefen, zu reformieren und zu organisieren“.⁵

3.2. Schriftlichkeit in der althochdeutschen Periode der Sprachgeschichte

Wie die sprachliche Situation Europas um jene Zeit aussah, kann mit gesicherten Forschungsergebnissen kaum belegt werden. Der südliche Teil Europas mit der Tradition der Antike und des Römischen Reiches sowie West- und Mitteleuropa in der Ausdehnung des Reiches Karls des Großen wurde christianisiert; es entstand schon im Mittelalter eine europäische Hochkultur. Aus den Jahrhunderten des Hochmittelalters existieren bis heute Kirchen, Paläste, verschiedene Formen der bildenden Kunst sowie handschriftlich überlieferte Texte. Die Sprache der schriftlichen Denkmäler war seit den ersten Jahrhunderten n. Chr. das Lateinische. Die Kirche – oft zugleich auch ein wichtiger Träger der weltlichen Macht – besaß lange das Privilegium für die Ausbildung der Gelehrten und Schreib- und Lesekundigen. Der Bereich der Kirche, das Leben

³ Besch/Wolf (2009, 39–60).

⁴ Fossier (2008).

⁵ Bosl (1970, 101).

in Klöstern, die Bedeutung der Kirche in der Aufbewahrung und Vervielfältigung wichtiger Codices sowie die Verdienste der Übersetzer und Autoren in der Periode des *Althochdeutschen* sind ein zentraler Bereich der Mittelalterforschung.

Im 8. – 11. Jahrhundert, in der Periode des *Althochdeutschen*, gab es in der Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes zahlreiche Klöster, aus denen wichtige Handschriften der althochdeutschen Periode stammen. Zu den wichtigsten Codices gehören eine Vorlage der Kasseler Glossen und der *Vocabularius Sancti Galli* um 775 (Fulda), ein sächsisches Taufgelöbnis um 780 (Fulda), eine Tatian-Evangelienharmonie um 830 (Fulda), eine Abschrift des Muspilli-Gedichts aus dem 9. Jahrhundert (Regensburg), das St. Emmeraner Gebet aus dem 9. Jahrhundert (Regensburg), eine Paraphrase des 50. Psalms aus dem 10. Jahrhundert (Regensburg), eine Benediktinerregel des 9. Jahrhunderts (Regensburg), das Georgslied aus dem 9. Jahrhundert (Reichenau), Christus und die Samariterin aus dem 9. Jahrhundert (Reichenau), Vater-unsere und Credo vor 800 (St. Gallen), Notker Balbulus aus dem 10. Jahrhundert (St. Gallen), Notker Labeo um 1000 (St. Gallen).⁶ In den Skriptorien, Schreibstuben der Klöster, waren jeweils gleichzeitig mehrere Schreiber und Hilfsschreiber, Illuminatoren und Fachleute für Pergamente und Schreibbedarf tätig. Sie vervielfältigten vorhandene lateinische Codices für die Verbreitung der wichtigen Texte, aber aus germanistischer Sicht war die Tätigkeit der Übersetzer am produktivsten. Auf der Grundlage des lateinischen Alphabets wurde ein Schreibsystem für die Wiedergabe der gesprochenen deutschen Sprache in der jeweiligen Region geschaffen; deswegen ist die zeitliche und räumliche Einordnung der althochdeutschen Texte möglich. Es gab regionale Unterschiede in der Wiedergabe deutscher Laute, da das lateinische Alphabet u. a. keine Kennzeichnung der kurzen und langen Vokale und keine Zeichen für /ö/ und /ü/ hatte.

Mit den althochdeutschen Texten wurde die Grundlage für die geschriebene deutsche Sprache geschaffen. Damit entstand eine neue Kultursprache – ähnlich wie die Entwicklung des Lateinischen hin zum Altfranzösischen. Schon damals war es für die Schreiber ein zentrales Problem, für die unterschiedlichen Laute Entsprechungen zu finden, die wiederum von anderen Benutzern der Handschrift richtig verstanden wurden. Im heutigen Sinne heißt es: Das Verhältnis zwischen der gesprochenen Sprache und der geschriebenen Sprache bestimmt die Entwicklung der deutschen Sprache über 1.000 Jahre lang bis zu den heutigen Diskussionen um die neuhochdeutsche Orthographie.

Dagegen wird es erst Jahrhunderte nach Konventionen der Schreiber in der althochdeutschen Periode möglich – nachdem sich die deutschsprachige Schriftlichkeit auch an Höfen und in Kanzleien verschiedenen Ranges durchgesetzt hatte – anhand bis heute erhaltener Handschriften nicht nur die Welt der Geistlichkeit, des Adels und der Ritter, sondern auch das Leben anderer Bevölkerungsteile zu erhellen. Es gab nicht nur die o.g. Oberschicht sowie Bauern, Bürger, sondern auch eine große Zahl von Menschen, die kein Eigentum, keine ertragbringende Arbeit und damit auch keinen gesellschaftlichen Status hatten. Sie hatten tagtäglich mit dem Wetter, mit Krankheiten, mit Feuer und Wasser, mit Streit und Unruhen zu kämpfen. Diese Stadtarmen, Ausgestoßene und Bettler treten in der Schriftlichkeit des Mittelalters kaum auf. Nur in Fällen von schweren Verbrechen oder Katastrophen werden sie und ihre Taten erwähnt – Frauen noch seltener als Männer.⁷

⁶ Siehe die Karte auf S. 71 in Schmidt (2007).

⁷ Fossier (2008).

3.3. Die Schriftlichkeit in der mittelhochdeutschen Periode der Sprachgeschichte

Die deutschsprachige Schriftlichkeit wurde im 11. – 14./15. Jahrhundert weiterentwickelt; in dieser Periode des Mittelhochdeutschen gab es weitgehend nur Berufsschreiber – nur wenige Personen der Oberschicht (Geistlichkeit, Adel) beherrschten die hohe Kunst des Lesens und Schreibens. Die Graphemik des Althochdeutschen übernahm das lateinische Alphabet, das im 1. Jahrhundert n. Chr. ihre verbindliche Normierung erreichte. Aber schon zu derselben Zeit machten sich Provinzialismen bemerkbar; im 3. Jahrhundert setzte ein Verfall der „klassischen“ lateinischen Standardsprache ein, der unter dem Einfluss der gesprochenen Volkssprachen, z.T. bei christlichen Autoren, immer stärker wurde und schließlich die Grundlage der romanischen Sprachen bildete. Somit ist es nicht verwunderlich, dass die Schreiber der althochdeutschen Periode, die im täglichen Gebrauch das regional unterschiedlich gesprochene Vulgärlatein beherrschten, das lateinische Alphabet auch für die deutsche Schriftlichkeit übernehmen konnten. Dass diese Schreiber auch die Volkssprache im Umfeld der Klöster gut kannten, wird durch den Wortschatz und die Wiedergabe der Lautung der althochdeutschen Texte bestätigt.

Im Gegensatz dazu wurde während der mittelhochdeutschen Periode in Schreiberschulen ein Schreibebusus eingeführt, der zumindest im kulturell und literarisch dominierenden oberdeutschen Sprachraum eine relative Einheitlichkeit aufwies. Als Beginn des Mittelalters ist die Begegnung von Antike, Germanentum und Christentum anzusehen. Die dominierenden politischen Faktoren waren das Heilige Römische Reich, das aufstrebende Fränkische Reich und seit dem 13. Jahrhundert Frankreich. Die deutsche Sprache wurde auch in höheren Gesellschaftsschichten verwendet, gefestigt und zu einer Kultursprache ausgestaltet. Die Beziehungen des Adels und der Höfe zum französisch-provenzalischen Rittertum förderten die Entstehung einer „weltlichen“ deutschsprachigen Literatur. Im Spätmittelalter, ab etwa Mitte des 13. Jahrhunderts, entstehen viele neue Städte; dies bedeutet gleichzeitig eine Verbürgerlichung der Literatur. Es entsteht eine dichterische Prosa, die der Entwicklung der Sprache und der Schriftlichkeit wichtige Impulse gab. Mit einer breiteren Schicht von Schreib- und Lesekundigen festigt sich der Schreibgebrauch in verschiedenen Regionen des deutschen Sprachgebietes.

Die kritischen Editionen wichtiger Texte der mittelhochdeutschen Literatur sowie die darauf basierenden Wörterbücher des Mittelhochdeutschen benutzen bis heute eine normalisierte, hypothetische Schreibform, die vermutlich nirgends existiert hat (vgl. die verschiedenen Ausgaben des mittelhochdeutschen Kudrun-Heldenepos). Verschiedene Handschriften ein und desselben Werkes weisen auf unterschiedliche Sprach- und Schreiblandschaften hin, in denen gesprochene Varianten der Sprache mehr oder weniger genau reflektiert werden. Es gab in der Periode des Mittelhochdeutschen auch Dramaformen der Literatur, u.a. Weihnachts-, Fastnachts-, Oster- und Fronleichnamspiele, die an unterschiedlichen Ortschaften mündlich vorgetragen wurden. Es ist ein Verdienst der 24. Auflage der *Mittelhochdeutschen Grammatik*,⁸ dass dort die *Unterschiede der Landschaftssprachen* im Einzelnen dargestellt werden.

3.4. Die Schriftlichkeit in der frühneuhochdeutschen Periode der Sprachgeschichte

In der Periode des Frühneuhochdeutschen, das in der Kanzleitradiation des deutschen Sprachgebiets eine wichtige Rolle spielt, erfährt die deutsche Sprache im geschlossenen deutschen Sprachgebiet eine Neuorientierung. Im Zuge der deutschen Ostsiedlung bzw. Ostkolonisation verlagerte sich das Gewicht der Wirtschaftsbeziehungen zunehmend in den Ostseeraum. Unter der Leitung Lübecks formierte sich seit 1356 förmlich das Bündnis der westfälischen, sächsischen, wendischen, pommerschen und preußischen Städte, das sich bis ins Baltikum (Riga im

⁸ Paul/Wiehl/Grosse (1998, 166–178).

heutigen Lettland und Reval/Tallinn im heutigen Estland), nach Schweden und Norwegen erstreckte und Handelskontore auch in Nowgorod und Smolensk in Russland hatte. Die Geschäfts- bzw. Kanzleisprache wurde Mittelniederdeutsch; unter den Kaufleuten verlief die mündliche Kommunikation, so auch im Stockholm des 15. Jahrhunderts, weitgehend auf Niederdeutsch). Mit der Schließung des Hansekontors in Nowgorod im Jahre 1494 fing der Niedergang der Hanse an; das Londoner Hansekontor wurde im Jahre 1598 geschlossen. Die Kanzleien der norddeutschen Städte gingen im 15. Jahrhundert zum Hochdeutschen über.⁹

Seit dem 13. Jahrhundert gibt es neben der lateinischen Beurkundung in kirchlichen, kaiserlichen und königlichen Kanzleien deutschsprachige Urkunden in städtischen Kanzleien. Die Bedeutung der Städte nahm im Spätmittelalter stark zu. Im 14. – 15. Jahrhundert gab es in allen wichtigen Städten des geschlossenen deutschen Sprachraums und auch in Städten Ostmitteleuropas Notare, Schreiber und Kanzleien, die auf Deutsch beurkundet haben. Die Rechtsordnung im Westen und in weiten Teilen Ost- und Südosteuropas beruhte zum größten Teil auf dem Sachsenspiegel und dem Schwabenspiegel, die an die regionalen Gegebenheiten angepasst, kodifiziert und z.T. auch in fremde Sprachen übersetzt wurden.¹⁰ Stadtbücher, Chroniken – in den für die Wirtschaft wichtigen Bergbauortschaften auch Bergordnungen und verschiedene Arten von Berg- und Rechnungsbüchern – hielten in deutscher Sprache alle wichtigen Ereignisse fest. Die überregionale Korrespondenz zwischen den Kanzleien unterschiedlichen Ranges trug dazu bei, dass die schriftliche Form der deutschen Sprache trotz regionaler Unterschiede in der gesprochenen Sprache der einzelnen Landschaften allmählich vereinheitlicht wurde und schließlich zum modernen Neuhochdeutsch führte.

Bei den Tendenzen hin zu einer überregional vereinheitlichten Sprachform spielte der um 1450 in Deutschland eingeführte Buchdruck mit den beweglichen Lettern eine wichtige Rolle. In Korea gab es diese Erfindung mit beweglichen chinesischen Schriftzeichen mindestens 80 Jahre früher. Auch das Geheimnis der Papierherstellung war in Asien um mehrere Jahrhunderte früher als in Europa bekannt; dieses Geheimnis kam im 11./12. Jahrhundert entweder auf der wichtigen Handelsroute, der Seidenstraße, aus China nach Europa oder mit den arabischen Kaufleuten auf dem Seeweg nach Spanien. In Italien wird die älteste Papiermühle im Jahre 1256 in Foligno urkundlich erwähnt. Im Jahre 1390 nahm die älteste Papiermühle im deutschsprachigen Raum in Nürnberg ihren Betrieb auf.¹¹ Im Spätmittelalter wurden vor allem in den Städten viele Gebrauchstexte in deutscher Sprache (Rechnungswesen, Beurkundung, Korrespondenz) angefertigt. Statt des teuren Pergaments wurden Schriftstücke zunehmend auf Papier aufgezeichnet; durch die Wasserzeichen der Papiermühlen lassen sich Wege des Papiers und dadurch viele wirtschaftliche und politische Beziehungen in ganz Europa feststellen. Im Zeitalter der Reformation war der Buchdruck ein entscheidender Faktor für die Verbreitung der biblischen und reformatorischen Schriften. Auch diese trugen zur überregionalen Vereinheitlichung der Schriftsprache bei; die muttersprachliche Predigt und deutsche Kirchenlieder – bis heute ein Charakteristikum des Luthertums – sowie die auf Märkten vorgelesenen Flugschriften förderten den mündlichen Gebrauch des entstehenden Neuhochdeutsch. Da die Zahl der Lesekundigen gleichzeitig mit der Reformation und der Entwicklung des Schulwesens zunahm, wurden durch den Buchdruck auch Erbauungsliteratur und „weltliche“ Texte in deutscher Sprache verbreitet – es entstand eine deutschsprachige Fachprosa.¹²

Der böhmische Reformator Ján Hus (1371–1415) vertrat zu einem großen Teil die gleichen Gedanken wie Martin Luther (1483–1546), Johannes Calvin (1509–1564) und Ulrich (Heldrich) Zwingli (1484–1531). Er prangerte den päpstlichen Ablasshandel an, propagierte die Über-

⁹ Hartweg/Wegera (1989, 28–35).

¹⁰ Oppitz (1990–1992). In Band 2 befindet sich ein Verzeichnis der Rechtshandschriften mit Angaben zu den einzelnen Archiven und Bibliotheken.

¹¹ Jackson (1981, 74–117).

¹² Eis (1962).

setzung der Bibel ins Tschechische, verfasste Auslegungen der Zehn Gebote und anderer biblischer Texte und strebte eine Vereinfachung der Orthographie der tschechischen Sprache an. Er lehnte die kirchliche Hierarchie ab: Jesus Christus solle das Haupt der Kirche sein. Er entwickelte eine Lehre vom notwendigen Ungehorsam der Christen: Das Gesetz Gottes stellte er über die weltlichen Gesetze. 1414 wurde Hus vor das Konzil von Konstanz geladen und 1415 als Ketzer verbrannt. Er hatte in Böhmen und weit über seine Heimat hinaus viele Anhänger sowohl in gelehrten Kreisen als auch bei der einfachen, leseunkundigen Bevölkerung. Seine Lehren verbreiteten sich nach Mähren und nach Ungarn, vor allem in das Gebiet der heutigen Slowakei.¹³ Er konnte sich aber nicht durchsetzen, da ihm für die Verbreitung seiner Ideen der Buchdruck noch nicht zur Verfügung stand. Im deutschen Protestantismus wird Hus als Vorläufer Luthers meistens positiv gewürdigt. In seiner Heimat gilt er in der Geschichtsschreibung und bis in die heutige Zeit als zentrale Symbolfigur eines unbeugsamen Wahrheits- und Freiheitsstrebens.¹⁴

Die Entwicklung der deutschen Sprache vom 14. bis zum 17./18. Jahrhundert zu einem überregionalen Kommunikationsmittel verdankt der Verbreitung des Buchdrucks natürlich viel, aber nicht alles. Es dauerte bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, bis die Zahl der deutschsprachigen Drucke im geschlossenen deutschen Sprachgebiet die der lateinischen Drucke überstieg. Die Vereinheitlichung der Graphemik in verschiedenen Sprachlandschaften sowie die Entwicklung des Wortschatzes über größere Räume hinaus geschah vor und nach der Erfindung des Buchdrucks oft in Kanzleien, die Korrespondenz über größere räumliche Entfernungen durchführten, wichtige Rechtstexte, Statuten, Verträge, Stadt- und Rechnungsbücher sowie Chroniken aufzeichneten. Somit wurde die deutsche Sprache auch syntaktisch und stilistisch umgeformt und dann zu Beginn der Neuzeit ein wichtiges Kommunikationsmittel für viele Bereiche der Gesellschaft.¹⁵

Über Entstehung und Funktionen von Stadtbüchern wird seit ca. 150 Jahren diskutiert. Jörg Meier und Arne Ziegler sprechen von Stadtbüchern als Quelle einer pragmatischen Sprachgeschichtsforschung und veröffentlichten in einem Beitrag eine Liste von ca. 150 Bezeichnungen für Stadtbücher aus verschiedenen Kanzleien Mitteleuropas.¹⁶ Diese sprachhistorische und pragmatische Methode setzt neben einer streng diplomatischen, buchstabengetreuen Edition auch die sprachwissenschaftliche, weitgehend graphemisch-phonologisch orientierte und sprachgeographische Analyse sowie die Erstellung eines Glossars zum Wortschatz der Quelle voraus.¹⁷ Der frühneuhochdeutsche Wortschatz dieser Editionen wurde mit vielen Belegen aus diesen Texten im *Frühneuhochdeutschen Wörterbuch* berücksichtigt. Dieses Wörterbuch ist seit je her ein Desideratum der sprachhistorischen Forschung und sollte nach dem Konzept der Herausgeber „innerhalb einer Forschergeneration“ abgeschlossen sein. Von 1986 bis April 2012 liegen die Bände 1 – 9 (bis zum Lemma *machen*) vor.¹⁸

4. Sprachinseln und strukturelle Sprachgeographie

Für die Untersuchung deutscher Texte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit aus dem Gebiet der heutigen Slowakei gibt es eine lange Vorgeschichte. In Abschnitt 3.1 wurde der Weg einer deutschsprachigen Schriftlichkeit im Mittelalter behandelt. Die Eroberungen Karls des

¹³ Ruh (2010, Band 4, 18–34).

¹⁴ Lexikon des Mittelalters (2010, Band 5, 230–234).

¹⁵ V. Polenz (1994–2002).

¹⁶ Meier/Ziegler (2001, 241–245).

¹⁷ Piirainen (1983, 1986, 2001); Borawski/Dormann-Sellinghoff/Piirainen (2002); Piirainen/Waßer (1996); Piirainen/ten Venne (2003).

¹⁸ Anderson/Goebel/Reichmann (1986ff., Band 9).

Großen und seine Krönung zum Römischen Kaiser im Jahre 800 durch Papst Leo III. bedeutete, dass der westliche Teil Europas in den darauffolgenden Jahrhunderten nicht nur politisch, sondern auch kulturell eine andere Entwicklung als die Randgebiete östlich dieses Reiches nahm. Die Entstehung der Schriftlichkeit lief parallel zum Werden des deutschen Reiches, das damals von Franken, Schwaben, Bayern, Thüringern, Sachsen und Lothringern gebildet wurde. Die meisten zusammenhängenden Texte in deutscher Sprache entstanden während der althochdeutschen Sprachperiode in kirchlichen Zentren, die gleichzeitig auch eine weltliche Macht bedeuteten. In der dünn besiedelten Gegend zwischen den Flüssen Donau und Theiß siedelten sich gegen 900 Magyaren an, die ihrerseits auch Machtansprüche und eine Expansion des von ihnen beherrschten Gebietes anmeldeten. Somit wurden auch die nördlich der ungarischen Tiefebene seit dem 5. – 6. Jahrhundert ansässigen Slawen, in heutigem Sinne Slowaken, christianisiert und in das von Stephan I. dem Heiligen im Jahre 1000 gegründete Königreich Ungarn einverleibt. Von jener Zeit an gab es im Gebiet der heutigen Slowakei eine Schriftlichkeit, allerdings in lateinischer Sprache.¹⁹

Seit der Jahrtausendwende wurden im Gebiet der heutigen Slowakei neue Siedlungen gegründet, von denen viele zu Handelsplätzen und späteren Städten heranwuchsen. Das Königreich Ungarn bemühte sich darum, das slawische Gebiet nicht nur durch Grenzposten und Wehranlagen zu sichern, sondern auch durch ein Netz von eigenständigen Siedlungen zu festigen. Aus wirtschaftlichen Gründen kamen vor allem nach dem Tatareneinfall bzw. Mongolensturm der Jahre 1240/41 aus dem Westen Siedler, die unabhängig von ihrer genau lokalisierbaren Heimat „Deutsche“ genannt werden. Nach dem Einrichten von Kanzleien unterschiedlichen Ranges wurde – ebenfalls nach dem Muster vieler westeuropäischer Regionen – im Spätmittelalter Latein durch das Deutsche als Kanzleisprache verdrängt. Hier liegt das germanistische Hauptinteresse in der heutigen Slowakei. Zur Klärung der philologischen Interessen an Archivalien sei auf den historischen Hintergrund der älteren Quellen hingewiesen. Überall in ursprünglich slawischen Gebieten galten Gewohnheitsrechte. Viele Ortschaften der neubesiedelten Regionen regelten im Spätmittelalter ihre Rechtsordnung nach deutschen Vorbildern, die z.T. mit Gewohnheitsrechten ergänzt und modifiziert wurden. Die Kodifizierung der mündlich überlieferten Rechtsgewohnheiten geschah nicht systematisch und zeitgleich, sondern je nach Ort und Siedlungsform unterschiedlich. Angesichts der erheblichen Zahl der Rechtshandschriften, die auf das sächsisch-magdeburgische Recht zurückgehen, entsteht ein Eindruck, dieses sei die einzige Rechtsgrundlage im Gebiet der heutigen Slowakei gewesen. Ein großer Teil der alten, wohlhabenden Städte verdankt seine Prosperität dem Bergbau. In den Bergbauregionen galten maßgeblich Bergordnungen und Bergrechte, deren Kodifizierung mindestens so alt ist wie das sächsisch-magdeburgische Recht.

Während das sächsisch-magdeburgische Recht aus dem Nordosten kam, waren die ältesten Bergrechte alpenländischen Ursprungs. In einem Vertrag vom 24. März 1185 gab der Bischof Albrecht von Trient den *silbrarii*, unter denen sich den Namen nach viele eingewanderte Deutsche befanden, „auf dem ihm gehörigen sogenannten Calesberg gegen näher bestimmte Abgaben [...] den Bergbau frei: *mons ipsis omnibus tam pauperi quam diviti communis esse debeat*. Während dieser Vertrag im übrigen keine weiteren bergrechtlichen Bestimmungen enthielt, kam dann im Jahre 1208 die erste eingehendere Aufzeichnung der Bergwerksgebräuche unter Bischof Friedrich von Trient zustande.“²⁰ In Nord- und Mitteleuropa bildete das böhmische Iglauer Bergrecht den Ausgangspunkt der Berggesetzgebung des frühen Mittelalters. „Dabei ist aber ein Zusammenhang des Iglauer Rechts mit dem noch älteren Tridentiner Recht unverkennbar.“²¹ Da das Bergrecht von Schemnitz/Banská Štiavnica auf das Iglauer Bergrecht

¹⁹ Marsina (1971, Band 1).

²⁰ Willecke (1977, 37).

²¹ Willecke (1977, 39).

zurückgeht, kann dadurch auch das frühe philologische Interesse an deutschen Handschriften im Gebiet der heutigen Slowakei nachgewiesen werden.²²

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde in einer Sammlung für Bergrechte eine Edition des Bergrechts von Schemnitz veröffentlicht.²³ Bei diesem Text handelt es sich um eine Prachthandschrift, die 1889 mit einigen anderen Gegenständen von Schemnitz zur Weltausstellung nach Paris geschickt wurde. Der Text der in der Weltausstellung gezeigten Handschrift besteht aus 19 Pergamentblättern in der Größe 275 x 385 mm. Der Einband ist aus Holz, ursprünglich mit rotem Samt überzogen; der Samt ist abgenutzt, die ursprüngliche Farbe ist verblasst. Auf Blatt 2b befindet sich eine ganzseitige Buchmalerei in Farbe; der Text ist mit dunkler Tinte aufgezeichnet worden, die Kapitelüberschriften sind abwechselnd rot und blau, die Initialen in Gold. Im Jahre 1986 erschien in einer Reihe der Universität Oulu in Finnland ein Band mit diplomatischen, buchstabengetreuen Editionen der 10 heute bekannten Handschriften des Stadt- und Bergrechts von Schemnitz.²⁴ Der Text enthält dort 67 Kapitel und steht in dem Band unter der Bezeichnung „Handschrift 2“ auf S. 53-81. Der Originalcodex befindet sich im Ungarischen Nationalmuseum. Er wurde in einem Verzeichnis „altdeutscher“ Handschriften beschrieben und dort „in die Zeit nach dem Jahre 1500, aber vor das Jahr 1513“ datiert.²⁵ In meiner Ausgabe habe ich aufgrund der Analyse der Handschriftenzüge die Entstehungszeit des Codex in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts als wahrscheinlich angesehen. In der zweisprachigen Ausgabe, in der sowohl eine Faksimile der Handschrift als auch meine Edition von 1986 gedruckt werden, wird aufgrund einer Signierung und der im Codex befindlichen Buchmalerei die Entstehungszeit auf das Jahr 1572 gelegt. Der Schreiber sei Christoph Gast gewesen, der ab 1562 als Notar der Stadt Schemnitz tätig war.²⁶

Diese Handschrift des Stadt- und Bergrechts von Schemnitz steht im 19. Jahrhundert erneut als Textzeuge der älteren deutschen Sprache im Gebiet der heutigen Slowakei.²⁷ Der Autor Johann Kachelmann (1806–1873) war als Rechtsanwalt und Notar in Schemnitz tätig und schrieb heimatkundliche Beiträge auf Deutsch und Ungarisch. Karl Julius Schröer (1825-1900) erforschte ebenfalls im 19. Jahrhundert die deutsche Sprache und hatte die Möglichkeit, die drei Teile seines *Wörterbuchs der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes* (1858-1859) in den Sitzungsberichten der *Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* in Wien zu veröffentlichen. Er stammte aus einer anerkannten Pressburger Familie, studierte an deutschen Universitäten (Leipzig, Halle, Berlin – dort Promotion zum Dr. phil.). Er war Literaturwissenschaftler, beschäftigte sich auch mit der Volkskunde, war in Bezug auf die deutschen Siedlungen im Gebiet der heutigen Slowakei einseitig so „deutschfreundlich“, dass er deswegen seine Heimatstadt verlassen musste. Er wurde ein bedeutender Goetheforscher seiner Zeit und erfuhr Breitenwirkung durch seinen Schüler, den Anthroposophen Rudolf Steiner.²⁸

Diese tendenziöse Betonung des Deutschtums kommt auch in vielen Arbeiten aus der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts vor und wird eine Belastung für die germanistische Forschung der deutschen Sprache im Gebiet der heutigen Slowakei. Die einzige bis heute vorliegende Gesamtdarstellung über die ältere deutsche Kanzleisprache in der Slowakei²⁹ und die Edition des Stadtbuches von Zipser Neudorf/Spišská Nová Ves³⁰ sind sprachhistorisch korrekte Arbeiten und methodisch auch aus heutiger Sicht vertretbar. Demgegenüber stehen viele

²² Piirainen (1986, 15–17).

²³ Wagner (1791, 163–170).

²⁴ Piirainen (1980; 1986, 29–248).

²⁵ Vizkelety (1969–1973, Band 2, 111–112).

²⁶ Vozár (2001, 9).

²⁷ Kachelmann (1853–1857, Band 2, 177ff.).

²⁸ Rudolf/Ulreich (1988, 297–298).

²⁹ Weinelt (1938).

³⁰ Weinelt (1940).

Einzelbeiträge Weinelts mit national-sozialistischem Gedankengut. Somit ist es nicht wunderlich, dass eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Kultur in der Slowakei danach Jahrzehnte lang ruhte. Eine aktuelle und ausgewogene Darstellung deutschsprachiger Veröffentlichungen zu diesen Themen findet sich im umfangreichen Sammelband *Terra Scepuesiensis*.³¹

Da es viele deutschsprachige und deutsch-gemischte Siedlungen seit dem Spätmittelalter in mehreren Ländern und Regionen Europas gibt, wurde die Beschäftigung mit diesen Gebieten oft als *Sprachinselnkunde* bezeichnet. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist aus verschiedenen Teilen und vielen Sprachen der Welt bekannt, dass sich eine Sprache am Rande oder innerhalb einer anderssprachigen Sprachgemeinschaft oft anders entwickelt als im eigentlichen Sprachraum. Sprachkontakte führen zu Entlehnungen und Einflüssen auf verschiedenen Ebenen der Sprache. Dies ist seit Jahrhunderten im Bereich des Wortschatzes bekannt; die Wortgeographie wurde dann durch Beobachtungen historischer Prozesse erweitert. Da dann die Methoden der Phonetik und Phonologie, der Morphologie, der Syntax und schließlich auch der Soziologie hinzukamen, wurde von einer historischen Sprachgeographie gesprochen.³²

5. Historische Dialektologie des Deutschen in der Slowakei

Im März 2003 fand in Marburg der 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen statt. Zur Gründung dieser wissenschaftlichen Vereinigung führten u. a. Überlegungen auf einem Symposium des Jahres 1990 in Heidelberg; von Anfang an war geplant, eine Sektion mit der Bezeichnung *Historische Dialektologie* einzurichten. Im Anschluss an die hier vorangestellten Kapitel 1 – 4 sollen die Ziele genannt werden, die für diesen Forschungsbereich, eine Teildisziplin der historischen Sprachwissenschaft, bis jetzt gelten und aus germanistischer Sicht auch für die Untersuchung deutschsprachiger Texte aus slowakischen Archiven und Bibliotheken in Frage kommen. Dabei sollten die folgenden Problem- und Forschungsfelder berücksichtigt werden: „1. Methoden einer historischen Dialektologie; 2. Phonologische und morphologische Rekonstruktion historischer Dialektstufen; 3. Erschließung und außersprachliche Ursachen historischer und rezenter Dialektareale; 4. Unterschiedliche gesellschaftsbedingte historische Sprachschichten und ihre Rekonstruktion; 5. Schriftliche Überlieferungen als dialekthistorische Quellen; 6. Reime älterer Versdichtungen als lauthistorische Dialektquellen; 7. Die dialektale Entwicklungsdynamik mit passiven und aktiven Dialektarealen und ihr dialekthistorischer Quellenwert; 8. Grenzüberschreitende Sprachkontakte als dialekthistorische Quellen; 9. Sprachinseldialekte als dialekthistorische Quellen; 10. Die dialekthistorische Bedeutung von Reliktwörtern und Reliktlautungen; 11. Namen als dialekthistorische Quellen; 12. Quellen, Erschließung und Formen der Syntax historisch gesprochener Sprache“.³³

Der Zugang zu deutschsprachigen Drucken und Handschriften des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit aus dem Gebiet der heutigen Slowakei ist jedem Forscher fast ohne Einschränkungen möglich. Für ältere Drucke bestehen eigentlich keine Einschränkungen; sie sind oft in zahlreichen Bibliotheken in ganz Europa vorhanden. Darüber hinaus liegen sehr viele Drucke aus der Zeit bis 1800 in elektronischer Form vor; sie können im Internet gelesen werden. In staatlichen Archiven der Slowakei können die Handschriften aus dem Zeitraum von 1526 bis ca. 1800 in der Regel ohne Einschränkungen und im Original in den betreffenden Archiven benutzt werden. Von den Handschriften und Drucken aus der Zeit vor 1526 stehen meistens Kopien zur Verfügung. Die Findbücher zu den einzelnen archivalischen Quellen

³¹ Meier (2003, 63–73).

³² Hildebrandt (1984).

³³ Wiesinger (2004, 13–18).

einzelner Archive stehen dort ebenfalls zur Verfügung; viele Findbücher (auf Slowakisch *Inventár*) liegen auch im Internet vor. Das dreibändige Werk *Deutschsprachige Handschriften in slowakischen Archiven vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit* enthält Regesten von über ca. 14.000 Handschriften sowie ihre Signaturen in den einzelnen staatlichen Archiven der Slowakei.³⁴

Die Grundlagen und Methoden für die Untersuchung älterer deutscher Texte wurden im vorliegenden Beitrag in einer Kurzform dargestellt. Die Suche nach Textsorten oder einzelnen Quellen, für die sich ein Forscher interessiert, erfordert Zeit und oft auch das Einsehen der Drucke und Handschriften an Ort und Stelle. Trotz ausführlicher Findbücher zu den einzelnen Archivfonds müssen oft größere Mengen von Druck- oder Handschriftenseiten gesichtet werden, bis man das Gesuchte oder etwas ganz Anderes findet. Meinerseits hoffe ich sehr, dass die slowakische und die internationale Germanistik die Bedeutung dieser Art von Textforschungen anerkennen und Interessenten für die Untersuchung der Quellen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit gewinnen und begeistern können.

Literaturverzeichnis

- Anderson, Robert R./Goebel, Ulrich/Reichmann, Oskar (1986ff.): *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*. Band 1ff. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Arens, Hans (1969): *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Freiburg/München: Verlag Karl Alber.
- Besch, Werner/Wolf, Norbert R. (2009): *Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte – Zeitstufen – Linguistische Studien*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Borawski, Stanislaw/Dormann-Sellinghoff, Astrid/Piirainen, Ilpo Tapani (2002): *Zweispachige Stadtbücher aus Oppeln/Opole (Beihefte zum Orbis Linguarum 14)*. Wrocław/Breslau: Verlag Atut.
- Bosl, Karl (1970): *Europa im Mittelalter. Weltgeschichte eines Jahrhunderts*. Bindlach: Gondrom.
- Eis, Gerhard (1962): *Mittelalterliche Fachliteratur*. Stuttgart: Metzler.
- Fossier, Robert (2007): *Das Leben im Mittelalter*. München/Zürich: Piper.
- Hartweg, Frédéric/Wegera, Klaus-Peter (1989): *Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Hildebrandt, Reiner (1984): Der Beitrag der Sprachgeographie zur Sprachgeschichte. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Band 1. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 347–372.
- Jackson, Donald (1981): *Alphabet. Die Geschichte vom Schreiben*. Frankfurt/M.: Wolfgang Krüger Verlag.
- Kachelmann (1853–1857): *Geschichten der ungarischen Bergstädte und ihrer Umgebung*, Band 1–3. Schemnitz: Privatdruck.
- Lexikon des Mittelalters* (2010), Band 1–9. Lizenzausgabe. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Mann, Stuart E. (1984): *An Indo-European Comparative Dictionary*. Hamburg: Buske Verlag.
- Marsina, Richard (Hrsg.) (1971): *Codex diplomaticus et epistolaris Slovaciae*. Tomus I. Bratislava: Academia Scientiarum Slovaciae.
- Meier, Jörg (2003): Deutschsprachige Publikationen zur Geschichte der Zips. In: *Terra Scepusiensis. Stavbádania o dejinách Spisa*. Levoča/Wrocław: Kláštorisko n.o., 63–73.
- Meier, Jörg/Piirainen, Ilpo Tapani/Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.) (2009): *Deutschsprachige Handschriften in slowakischen Archiven. Vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit*, Band 1–9. Berlin/New York: de Gruyter.
- Meier, Jörg/Ziegler, Arne (2001): Stadtbücher als Textallianzen. Eine textlinguistische Untersuchung zu einem wenig beachteten Forschungsgegenstand. In: Schwarz, Alexander/Luscher, Laure Abplanalp (Hrsg.): *Textallianzen am Schnittpunkt der germanistischen Disziplinen*. Bern [etc.]: Peter Lang.

³⁴ Meier/Piirainen/Wegera (2009).

- Oppitz, Ulrich-Dieter (1990–1992): *Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters*, Band 1–3. Köln/Wien: Böhlau Verlag.
- Paul, Herman/Wiehl, Peter/Grosse, Siegfried (1998): *Mittelhochdeutschen Grammatik*. 24. Auflage. Tübingen: Max Niemeyer.
- Piirainen, Ilpo Tapani (1980): *Das Iglauer Bergrecht nach einer Handschrift aus Schemnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei*. (Studien zum Frühneuhochdeutschen Band 4). Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.
- Piirainen, Ilpo Tapani (1983): *Das Stadt- und Bergrecht von Kremnica/Kremnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei*. Heidelberg: Carl Winter.
- Piirainen, Ilpo Tapani (1986): *Das Stadt- und Bergrecht von Banská Štiavnica/Schemnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei*. Oulu: Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts der Universität Oulu.
- Piirainen, Ilpo Tapani (2001): *Nachträge zum Zipser Recht. Die Handschriften 14 und 15 der Zipser Willkür*. Levoča/Leutschau: Verlag Polypress.
- Piirainen, Ilpo Tapani/ten Venne, Ingmar (2003): *Der Sachsenspiegel aus der Dombibliothek in Breslau/Wrocław Einleitung, Edition und Glossar (Beihefte zum Orbis Linguarum 21)*. Wrocław/Breslau: Verlag Atut.
- Piirainen, Ilpo Tapani/Waßer, Winfried (1996): *Der Sachsenspiegel aus Oppeln und Krakau* (Schriften der Stiftung Haus Oberschlesien. Landeskundliche Reihe, 10). Berlin: Gebrüder Mann Verlag.
- Polenz, Peter von (1994–2002): *Deutsche Sprachgeschichte*. Band 1 (2002). Band 2 (1994). Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Rudolf, Rainer/Ulreich, Eduard (1988): *Karpatendeutsches Biographisches Lexikon*. Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.
- Ruh, Kurt (Hrsg.) (2010): *Die deutsche Literatur des Mittelalters*, Band 1–11. Neuausgabe der 2. Auflage. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schmidt, Wilhelm (2007): *Geschichte der deutschen Sprache*. 10. Auflage. Stuttgart: Hirzel.
- Vizkelely, András (1969–1973): *Beschreibendes Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in ungarischen Bibliotheken*, Band 1–2. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Vozár, Jozef (Hrsg.) (2001): *Codex des Stadt- und Bergrechtes von Schemnitz. Kódex mestského a banského práva Banskej Štiavnice*. Košice: Banská Agentúra.
- Wagner, Thomas (Hrsg.) (1791): *Corpus iuris metallici recentissimi et antiquioris. Sammlung der neuesten und ältesten Berggesetze*. Leipzig: Johann Samuel Heinsius.
- Weinelt, Herbert (1938): *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei*. Brünn/Leipzig: R.M. Rohrer.
- Weinelt, Herbert (1940): *Das Stadtbuch von Zipser Neudorf und seine Sprache*. München: M. Schick.
- Wiesinger, Peter (2004): Einleitung zu Historische Dialektologie des Deutschen. In: Patocka, Franz/Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen*. Wien: Edition Praesens, 12–18.
- Willecke, Raimund (1977): *Die deutsche Berggesetzgebung von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Essen: Verlag Glückauf GmbH.

Anhang: Teilbibliographie der Schriften von Ilpo Tapani Piirainen

1 Bücher

1.1 Theorie

- Graphematische Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen. (Studia Linguistica Germanica 1). Walter de Gruyter Berlin 1968. 270 Seiten
- Contribution to the foundation of automatic text processing (Documentation). Wissenschaftliches Zentrum Heidelberg. IBM Germany (zusammen mit Günter Wenzel). 23 Seiten
- Frühneuhochdeutsche Bibliographie. Literatur zur Sprache des 14.–17. Jahrhunderts. (Bibliographische Arbeitsmaterialien 4). Max Niemeyer Verlag Tübingen 1980. 77 Seiten
- Handbuch der deutschen Rechtschreibung. Grundlagen der Rechtschreibung und Methoden des Rechtschreibunterrichts. Kamp Verlag Bochum 1981. 122 Seiten
- Untersuchungen zur Phraseologie in Zeitungstexten der deutschsprachigen Länder. Tutkimuksia Nr. 108, Philologie 13. Vaasa 1985 (zusammen mit Ulla Gustafsson). 174 Seiten
- Sprache der Wirtschaftspresse. Untersuchungen zum Sprachgebrauch des "Handelsblattes". (Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 49). Studienverlag Dr. N. Brockmeyer Bochum 1987 (zusammen mit Jarmo Airismäki). 264 Seiten

1.2 Stadt- und Rechtsbücher

- Das Stadtrechtbuch von Sillein. Einleitung, Edition und Glossar. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. N.F. 46). Walter de Gruyter Berlin, New York 1972. 226 Seiten
- Das Iglauer Bergrecht nach einer Handschrift aus Schemnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. (Studien zum Frühneuhochdeutschen Band 4). Carl Winter Universitätsverlag Heidelberg 1980. 114 Seiten
- Das Stadt- und Bergrecht von Kremnica/Kremnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. (Studien zum Frühneuhochdeutschen 7). Carl Winter Universitätsverlag Heidelberg 1983. 218 Seiten
- Das Stadt- und Bergrecht von Banská Štiavnica/Schemnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. (Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts der Universität Oulu 6). Oulu 1986. 350 Seiten
- Das Recht der Spiš/Zips. Texte und Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. Band 1 und 2. (Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts der Universität Oulu 8). Oulu 1992 (zusammen mit Mária Pápsonová). 699 Seiten
- Das Stadtbuch von Schwedler/Švedlár. (Texte und Untersuchungen zum entstehenden Neuhochdeutsch in der Slowakei). Verlag Polypress. Levoča/Leutschau 1993 (zusammen mit Jörg Meier). 244 Seiten
- Collectanea alerlay nutzlicher vnnd nothwendiger Regeln des Rechtens. Ein deutsches Rechtsbuch aus dem Jahre 1628 aus der Slowakei. Verlag Modrý Peter. Leutschau/Levoča 1995 (zusammen mit Arne Ziegler). 183 Seiten
- Der Sachsenspiegel aus Oppeln und Krakau (Schriften der Stiftung Haus Oberschlesien. Landeskundliche Reihe, 10). Gebrüder Mann Verlag Berlin 1996 (zusammen mit Winfried Waßer). 518 Seiten
- Das älteste Gerichtsbuch der Stadt Kásmark/Kežmarok aus den Jahren 1533–1553. Verlag Polypress Levoča/Leutschau 1998 (zusammen mit Arne Ziegler). 232 Seiten
- Der Schwabenspiegel aus Kaschau. (Beiträge zur Editionsphilologie 1), Weidler Buchverlag Berlin 2000 (zusammen mit Jörg Meier). 326 Seiten
- Nachträge zum Zipser Recht. Die Handschriften 14 und 15 der Zipser Willkür. Verlag Polypress Levoča/Leutschau 2001. 160 Seiten
- Zweispachige Stadtbücher aus Oppeln/Opole (Beihefte zum Orbis Linguarum 14). Wrocław/Breslau 2002 (Zusammen mit Stanislaw Borawski und Astrid Dormann–Sellinghoff). Verlag Atut 431 Seiten
- Transliteracja grafemiczna Ksiegi protokolow sadu wójtowskiego miasta Opola z lat 1698–1721 (Beihefte zum Orbis Linguarum 23). Verlag Atut Wrocław/Breslau 2003 (Zusammen mit Stanislaw Borawski und Astrid Dormann–Sellinghoff). 285 Seiten

Texte aus der Frühen Neuzeit in der Slowakei. (Beiträge zur Editionsphilologie Band 3). Weidler Buchverlag Berlin 2004 (Zusammen mit Emil Skála) 183 Seiten

Rechtsbuch der XI Zipser Städte. Verlag Polypress Levoča/Leutschau 2003. 212 Seiten

Der Sachsenspiegel aus der Dombibliothek in Breslau/Wrocław. Einleitung, Edition und Glossar (Beihefte zum Orbis Linguarum 21). Verlag Atut Wrocław/Breslau 2003 (Zusammen mit Ingmar ten Venne). 481 Seiten

1.3 Russlanddeutsche

Sprache und Kultur der Rußlanddeutschen: Eine Dokumentation anhand von Presseberichten aus den Jahren 1970 bis 1990. (Kultur der Deutschen im Ausland 1). Verlag Die blaue Eule, Essen 1996 (zusammen mit Katharina Boldt). 242+9 Abbildungen.

Literatur der Rußlanddeutschen. (Kultur der Deutschen im Ausland Band 4). Verlag Die blaue Eule, Essen 1997 (zusammen mit Katharina Boldt). 233 Seiten

2 Herausgeber

2.1 Theorie

Zur Entstehung des Neuhochdeutschen. Sprachgeographische und -soziologische Ansätze (Europäische Hochschulschriften I: Deutsche Literatur und Germanistik 61). Lang Verlag Bern Frankfurt a. M. 1972. 156 Seiten

Phraseologie in Raum und Zeit. Akten der 10. Tagung des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie/Parömiologie“ am 29. Januar 2001 in Münster (Phraseologie und Parömiologie 10). Baltmannsweiler 2002 (zusammen mit Elisabeth Piirainen). 315 Seiten

2.2 Stadt- und Rechtsbücher

Kodex des Stadt- und Bergrechtes von Schemnitz. Fassung nach der prachtvoll gefertigten Handschrift aus dem Jahre 1572 (Kódex mestského a manského práva Banskej Štiavnice). Hrsg. von Jozef Vozar. Banská Agentura. Košice/Kaschau. 2002. 72 Seiten

Deutsche Sprache in der Slowakei II. Geschichte, Gegenwart und Didaktik. Edition Praesens Wien 2004 (zusammen mit Jörg Meier). 229 Seiten

Das Stadt- und Bergrecht von Kremnitz. Handschriften des Kremnitzer Stadtbuches (Mestske a banké právo Kremnice). Hrsg. Von Mikuláš Čelko. Banská Agentura. Košice/Kaschau 2004. 144 Seiten

3. Aufsätze

3.1 Theorie

Glossarherstellung mit Hilfe des Computers. Ein Beispiel aus dem Frühneuhochdeutschen. In: Neuphilologische Mitteilungen 69, 1968, S. 677–684.

Historische Graphematik und die datenverarbeitenden Methoden. In: Folia Linguistica 3, 1969, S. 145–152.

Zur Linguistisierung der Literaturforschung. In: Linguistische Berichte 1, 1969, S. 70–73.

Die absoluten Kasuskonstruktionen des Deutschen in diachronischer Sicht. In: Neuphilologische Mitteilungen 70, 1969, S. 448–470.

Quantitative Analyse der Graphem- und Phonemebene. In: The Prague Bulletin of Mathematical Linguistics 11, 1969, S. 1–15.

Quantitative Methoden in der Sprachforschung. In: Linguistische Berichte 3, 1969, S. 22–33.

Algebraische Linguistik in Ost-Europa. In: Linguistische Berichte 9, 1970, S. 49–51.

Grapheme als quantitative Größen. In: Linguistische Berichte 13, 1971, S. 81–82.

- Zur Formalisierung der grundlegenden Begriffe der automatischen Textverarbeitung. In: Linguistische Berichte 15, 1971, S. 46–47
- Linguistische Probleme der automatischen Textverarbeitung. In: Folia Linguistica 5, 1971, S. 355–365 (zusammen mit Günter Wenzel)
- Variationen der Schreibschwierigkeiten deutscher Sprache in der historischen Entwicklung. In: Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Band 59, Schriftsprachlichkeit. Hrsg. Siegfried Grosse, Düsseldorf 1983, S. 10–23.
- Entwicklung der Graphemtheorie. In: Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. Festschrift für Peter Hartmann. Tübingen 1983, S. 249–257.
- Die Autonomie der Graphematik in historischer Sicht. In: New Trends in Graphemics and Orthography. Walter de Gruyter Berlin/New York 1986, S. 97–104.
- Computerunterstützte Untersuchung der Graphem- und Phonemebene. In: Linguistic & Literary Studies in Eastern Europe. Volume 19. Language and Discourse: Test and Protest. A Festschrift for Petr Sgall. Amsterdam 1986, S. 541–553.

3.2 Stadt- und Bergrechte

- Probleme des Frühneuhochdeutschen in der Mittelslowakei. In: Neuphilologische Mitteilungen 71, 1970, S. 312–327.
- Deutsche Standardsprache des 17./18. Jahrhunderts. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik, Tübingen 1973, Seite 598–603
- Das Stadtrechtbuch von Sillein/Žilina. Ein Beitrag zur deutschen Rechtssprache des Spätmittelalters. In: Neuphilologische Mitteilungen 76, 1975, S. 671–690.
- Stadtbücher aus der Mittelslowakei. In: Ars. Kunsthistorische Revue der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, 1977/1981, S. 51–62
- Zur Entwicklung des Deutschen in der Mittelslowakei. In: Sprache in Gegenwart und Geschichte. Festschrift für Heinrich Matthias Heinrichs zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Dietrich Hartmann u.a. Köln, Wien 1978, S. 142–153.
- Deutschsprachige Bergrechte in der Mittelslowakei. In: Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau, 33 Jg., 1981, S. 62–68.
- Der Schwabenspiegel aus Košice/Kaschau. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Werner Besch u.a. Göppingen 1984, S. 183–193.
- Sprachliches aus der Zipser Willkür. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Festschrift für Lauri Seppänen zum 60. Geburtstag. Tampere 1984, S. 241–249.
- Die Diagliederung des Frühneuhochdeutschen. In: Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin, New York 1985 Band 2, S. 1368–1379.
- Fachsprache des Markscheidewesens. Untersuchung zum Wortschatz der bergmännischen Vermessungskunde. In: Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau (zusammen mit Jörg Barke und Martin Lochert), 37, 1985, S. 81–93
- Spätmittelalterliche Stadt- und Bergrechte in der Slowakei. In: Südostdeutsches Archiv 28/29, 1985/1986, S. 44–58.
- Das Bergrecht von Idria aus dem Jahre 1580. Edition und Analyse einer frühneuhochdeutschen Rechts handschrift. In: Neuphilologica Fennica. Neuphilologischer Verein 100 Jahre. Helsinki 1987, S. 377–410.
- Die Satzung des Rates der Stadt Košice/Kaschau aus dem Jahre 1404. Edition und Untersuchung eines frühneuhochdeutschen Textes aus der Slowakei. In: Neuphilologische Mitteilungen 88, 1987, S. 237–255.
- Das Stadt- und Bergrecht von Banská Štiavnica/Schemnitz. In: Südostdeutsches Archiv. München 1987/88, S. 222–228.
- Collectanea allerley nützlicher Vnnd nothwendiger Regeln des Rechtens. Untersuchungen zu einem frühneuhochdeutschen Rechtsdenkmal aus der Slowakei. In: Studien zum Frühneuhochdeutschen. Festschrift für Emil Skála. Hrsg. von Peter Wiesinger. Göppingen 1988, S. 303–311.
- Frühneuhochdeutsche Sprach- und Rechtsdenkmäler in Wroclaw/Breslau. Neuphilologische Mitteilungen 89, 1988, S. 333–357.

- Vorüberlegungen zu einem Wörterbuch der deutschen Bergbausprache. In: Erikoiskielet ja käännösteoria. Vakkii-seminaari 8, Vöyri 13.–14.2.1988. Fackspråk och översättningsteori. Vaasa 1988, S. 240–246.
- Bergmännische Motive in den Werken Friedrich von Hardenbergs (Novalis). In: Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau 40. 1988, S. 167–189 (zusammen mit Jörg Meier).
- Zwei Waldordnungen der Herrschaft Taufers aus dem 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in Tirol. In: Neuphilologische Mitteilungen 90, 1989, S. 41–66.
- Das Stadt- und Bergrecht von Banská Štiavnica/Schemnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Der Anschnitt – Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau 41. Jahrgang. 1989, S.234.
- Die Inkunabeln der Slowakischen Nationalbibliothek der Matica Slovenská in Martin. In: Südostdeutsches Archiv Band 32/33, 1989/90, S. 326–330.
- Die Schöffebücher von Legnica/Liegnitz. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in Śląsk/Schlesien. In: Neuphilologische Mitteilungen 91, 1990, S. 417–430.
- Die Geschichte des Bergmanns von Falun und ihre literarische Bearbeitung. In: Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau. 42, 1990, S. 54–67 (zusammen mit Ulrich Greb).
- Die Bergordnung von Schladming nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts aus Schemnitz/Banská Štiavnica. In: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark. Graz 1992, S. 195–204.
- Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse in den Städten der Slowakei im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Karpaten Jahrbuch 42, 1993, S. 41–53.
- Geschichte der deutschen Bergbausprache. In: Erikoiskielet ja käännösteoria. VAKKI-symposiumi XII. Vöyri 8.–9.2.1992, Vaasa 1992, S. 9–26.
- Banké právo Kremnice a jeho vzťah k iným bankským právom strednej Eropy (Das Bergrecht von Kremnica/Kremnitz und seine Beziehung zu anderen Bergrechten Mitteleuropas). In: Kremnica. Kremnitz. Hrsg. von Ján Novák u.a. Martin 1992, S.43–54.
- Vereinheitlichungstendenzen in der deutschen Sprache in der Slowakei im 14–18. Jahrhundert. In: Germanistentreffen Bundesrepublik Deutschland – CSFR: 6.–10.10.1992. Dokumentation der Tagungsbeiträge. Bonn: Deutscher Akademischer Austauschdienst. 1993, S. 175–186.
- Die Kammerbücher von Preßburg/Bratislava aus den Jahren 1434–1500. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Von wyßheit würt der mensch geert. Festschrift für Manfred Lemmer. Frankfurt a. M., Berlin etc.: Peter Lang Verlag 1993, 195–203.
- Das Stadtprotokoll von Kesmark/Kežmarok aus den Jahren 1554–1614. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Péter Bassola/Regina Hessky/Lázló Tarnói (Hrsg.). Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Karl Mollay zum 80. Geburtstag. In: Budapest Beiträge zur Germanistik 24, 1993, S. 267–273.
- Zur Geschichte der stadtdeutschen Kanzleisprache in der Zips. In: Urbs-Provincia-Orbis. Festschrift für Ondrej Halaga. Košice/Kaschau. 1993, S. 131–136.
- Stadtbücher von Fraustadt/Wschowa. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in Polen. In: Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt a.M. etc.: Peter Lang, 1993, S. 253-260.
- Dorfordnung der Herrschaft von Promnitz aus Sorau (Žary). Ein Beitrag zum entstehenden Neuhochdeutsch. In: Im Dialog mit der interkulturellen Germanistik. Festschrift für Norbert Honsza. Wrocław 1993, S. 153–161.
- Statuten der Stadt Sorau/Žary. Ein Beitrag zum entstehenden Neuhochdeutsch.. Neuphilologische Mitteilungen 94, 1993, 1993, S.13–19.
- Das älteste Stadtprotokoll von Krompach/Krompachy aus den Jahren 1556–1581. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Südostdeutsches Archiv, 36/37. 1993/1994, S. 26–31.
- Vereinheitlichungstendenzen in der deutschen Sprache in Niederschlesien im 14.–17. Jahrhundert. In: Germanistentreffen Deutschland-Polen, Regensburg 1993. Bonn: Deutscher Akademischer Austauschdienst 1994, S. 233–241.
- Schreibsoziologie deutscher Handschriften des Spätmittelalters und der beginnenden Neuzeit in der Slowakei. In: Historische Soziolinguistik des Deutschen. Hrsg. von Gisela Brandt. Stuttgart 1994, S. 101–108.
- Geständnisse zweier krimineller Frauen aus den Jahren 1552 und 1573. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in Schlesien. In: Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs. Hrsg. von Gisela Brandt. Verlag Hans-Dieter Heinz, Stuttgart 1994, S. 163–174.
- Erforschung deutschsprachiger Handschriften des 14.–18. Jahrhunderts in Schlesischen Archiven in Polen. In: Kwartalnik Neofilologiczny, 41, 1994, S. 239–250.

- "Acta Forensia" der Stadt Kirchdrauf/Spišské Podhradie. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Neuphilologische Mitteilungen, 95, 1994, S. 167–173.
- Das Wissbuch der Stadt Leutschau/Levoča. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Südostdeutsches Archiv 38/39, 1995/96 (1997), S. 32–40.
- Bairische und ostmitteldeutsche Elemente in der Zips/Spiš. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große. Frankfurt/M. 1995, S. 297–303.
- Landbuch der XIII Zipser Städte aus den Jahren 1511–1592. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Beiträge zur Schriftlinguistik. Festschrift für Dieter Nerius. Frankfurt am Main etc. 1995, S. 235–243.
- Deutsche Sprache in der Slowakei. Geschichte und Gegenwart. In: Zagreber Germanistische Beiträge, 4, 1995, S. 71–86.
- Der Sachsenspiegel aus Schweidnitz/Swidnica. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in Schlesien. In: Neuphilologische Mitteilungen 96, 1995, S. 309–314.
- Das Schlüsselrechtsbuch der Stadt Leutschau/Levoča. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Der Ginkgo Baum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa 13, 1995, S. 290–297.
- Das älteste Stadtbuch von Preßburg/Bratislava aus den Jahren 1402–1506. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Neuphilologische Mitteilungen 97 1996, S. 231–237.
- Ein deutsches Rechtsbuch des 17. Jahrhunderts aus Kirchdrauf. In: Karpaten Jahrbuch 48, 1997. Stuttgart 1996, S. 127–135.
- Deutsche Siedler und deutschsprachige Gesetze in der wirtschaftlichen Entwicklung der Slowakei. In: Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Geschichte, Wirtschaft, Recht, Sprache. München 1996 Band 2, S. 133–152.
- Schreibsprache von Preßburg/Bratislava im 15. Jahrhundert und ihre Beziehungen zum Frühneuhochdeutschen in Wien. In: Der Ginkgo Baum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa, 14, 1996, S. 239–250.
- Das Wissbuch der Stadt Leutschau/Levoča. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Südostdeutsches Archiv 38/39, 1997, S. 32–40.
- Sprachhistorische Beziehungen zwischen Schlesien und der Slowakei. In: Józef Grabarek (Hrsg.): Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. (Kanzleisprachen 1). Bydgoszcz 1997, S. 31–48.
- Der Sachsenspiegel von Conrad von Oppeln und Rechtshandschriften in Breslau In: Die Anfänge des Schrifttums in Oberschlesien bis zum Frühhumanismus. Gerhard Kosselek (Hrsg.). Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien.: 1997, S. 237–250.
- Deutschsprachige Handschriften des 14.–18. Jahrhunderts in schlesischen Archiven in Polen und ihre sprachhistorische Erforschung. In: Acta Universitatis Wratislaviensis No.1887. Germanica Wratislaviensia 119 Wrocław 1997, S. 29–38.
- Schriftliche Kommunikation des Spätmittelalters in Preßburg/Bratislava. In: Kommunikationspraxis und ihre Reflexion in frühneuhochdeutscher und neuhochdeutscher Zeit. Festschrift für Monika Rössing-Hager zum 65. Geburtstag Britt-Marie Schuster/ Ute Schwarz (Hrsg.), Hildesheim/Zürich/New York 1998, S. 177–183.
- Das Malefitz-Buch der Stadt Leutschau/Levoča aus den Jahren 1550–1643. Der Übergang zu einem vereinheitlichten Neuhochdeutsch in Sprachinseln der Slowakei. In: Südostdeutsches Archiv, Band 60/61, 1997/1998(1999), S. 133–146.
- Die Fachlexikographie des Bergbaus: eine Übersicht. In: Fachsprachen – Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Lothar Hoffmann et al. (Hrsg.). Berlin, New York 1999, Band 2, S. 1930–1937.
- Die Stadtbücher des 16.–17. Jahrhunderts in Preßburg/Bratislava. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Neuphilologische Mitteilungen Band 100 1999, S. 67–75.
- Deutschsprachige Handschriften aus Sprottau/Szprotawa. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in Schlesien. In: Fata Libellorum. Rudolf Bentzinger/Ulrich-Dieter Oppitz: Festschrift für Franzjosef Pensel zum 70. Geburtstag. Göppingen 1999, S. 233–237.
- Liber causarum der Stadt Leutschau/Levoča 1585–1599. Übergang zu einem vereinheitlichten Neuhochdeutsch in einer Sprachinsel der Slowakei. In: Neuphilologische Mitteilungen Band 100 1999, S. 301–308.

- Die Edition der Handschrift Nr. 42 „Meydeburgisch Recht“ des 14. Jahrhunderts aus der Dombibliothek in Wrocław/Breslau. In: *Zeitbewußtsein und Zeitkonzeption*, Norbert Honsza (Hrsg.), Wrocław 2000, S. 57–67.
- Frühneuhochdeutsche Handschriften der Stadt Lüben/Lubina in Schlesien. In: *Orbis Linguarum* 8, 2001, S. 107–112.
- Das Hausbuch von Michelsdorf/Stráže pod Tatrami aus den Jahren 1510–1703. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 5, 2001, S. 147–154.
- Deutschsprachige Schriftlichkeit in Felka/Velká. Ein Beitrag zum Übergang zu einem vereinheitlichten Neuhochdeutsch in der Slowakei. In: *Grenzüberschreibungen. Festschrift für Henrik Nikula zu seinem 60. Geburtstag*. Vaasa/Germersheim 2002, S. 107–115.
- Konzeptbücher der Stadt Preßburg/Bratislava. Ein Beitrag zu deutschen Handschriften der Frühen Neuzeit in der Slowakei. In: *Deutsche Sprache in der Slowakei/ Bilanz und Perspektiven ihrer Erforschung*. 2003, S. 103–112.
- Tradition der deutschen Rechte in Handschriften in der Zips. In: *Terra Scepusiensis. Stav bádania o dejinách Spiša*. Levoča 2003, Wrocław, S. 577–591.
- Frühneuhochdeutsche Handschriften in Hirschberg/Jelenia Góra in Schlesien. In: *Orbis Linguarum* 25, 2004, S. 213–220.
- Rechtshandschriften der frühen Neuzeit in der Zips. In: Csaba Földes (Hrsg.): *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis*. Wien: Edition Praesens, 2003, S. 53–77.
- Rechtliches, Medizinisches und Sprachliches aus dem Rechtsbuch der XI. Zipser Städte. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Jörg Meier; Arne Ziegler (Hrsg.): *Aufgaben einer künftigen Kanzleisprachenforschung*. Wien: Edition Praesens, 2003, S. 131–144.
- Konzept, Original, Kopie. Ein Beitrag zu deutschen Handschriften der Frühen Neuzeit. In: Alexander Schwarz; Laure Abplanalp (Hrsg.): *Textallianzen am Schnittpunkt der germanistischen Disziplinen*. Bern etc.: Peter Lang, 2003, S. 175–191.
- Osem Kronik Neskoreho Stredoveku a Ranneho Novoveku zo Spiša. Prispievok k Dejepisnej Nemeckej Pisanej Literature na Slovensku. In: *Studia Historica Tyrnaviensia* 3, 2003, S. 345–357.
- Tradition der deutschen Rechte in Handschriften in der Zips. In: Ryszard Gładkiewicz; Martin Homza (Hrsg.): *Terra Scepusiensis. Stav bádania o dejinách Spiša*. Levoča/ Wrocław, 2003, S. 577–591.
- Acht Chroniken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit aus der Zips/Spiš. Ein Beitrag zur deutschsprachigen Geschichtsliteratur in der Slowakei. In: Jörg Meier; Ilpo Tapani Piirainen (Hrsg.): *Deutsche Sprache in der Slowakei II. Geschichte, Gegenwart und Didaktik*. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 66–78.
- Frühneuhochdeutsche Handschriften der Stadt Liegnitz/Legnica in Schlesien. In: Iwona Bartoszewicz; Marek Halub; Alina Jurasz (Hrsg.): *Werte und Wertungen. Sprach-, literatur- und kulturwissenschaftliche Skizzen und Stellungnahmen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek zum 60. Geburtstag*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT, 2004, S. 559–569.
- Frühneuhochdeutsche Handschriften in Hirschberg/Jelenia Góra in Schlesien. In: *Orbis Linguarum. Legnickie Rozprawy Filologiczne* 25, 2004, S. 213–220.
- Die Zipser Chronik aus dem 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: Hildegard Buková (Hrsg.): *Zur Erforschung des Frühneuhochdeutschen in Böhmen, Mähren und der Slowakei*. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 143–170.
- Die sprachliche Situation in Oppeln/Opole um 1700. Ein Beitrag zur Sprach- und Kulturgeschichte Schlesiens. In: *Thesaurus polyglottos et flores quadrilingues. Festschrift für Stanisław Prędoła zum 60. Geburtstag*. Wrocław 2004, S. 343–356.
- Aus dem handschriftlichen Büchern der frühen Neuzeit aus Kesmark/Kežmarok. In: *Z Minolosti Spiša*. 12 Levoča 2004, S. 59–72.
- Der Eid der Tuchmacher aus dem Jahre 1552 in Leutschau. In: *Karpatenjahrbuch 2005*, Jg. 56, 2004, S. 88–92.
- Das älteste Wirtschaftsbuch von Pressburg/Bratislava. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 105, S. 317–326.
- Historische Dialektologie des Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. In: *Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen*. 2005, S. 394–405.

- Die Vielfalt der Sprachen in Handschriften des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit in Schlesien, In: Kulturraumforschung. Sprachpolitische, kulturpolitische ästhetische Dimensionen. Berlin: trafo, 2003, S.9–21.
- Schlesien und die Slowakei. Zwei deutsch-slawische Sprachlandschaften aus historischer Sicht. In: Deutsch im Kontakt der Kulturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen. Akten der V. Internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Opole 19.–22. April 2004 Band 4. Trafo 2004, S. 175–190.
- Rechtshandschriften der Frühen Neuzeit aus dem Archiv von Leutschau/Levoča. In: *Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 21.–25. Mai, 2003*. Berlin: Weidler Buchverlag, 2004, S. 111–126.
- Das Tagebuch von Elisabetha Güntherin in Leutschau (1757–1760). In: *Karpatenjahrbuch 2006*, Jg. 57, 2005, S. 101–108.
- Die Wortschätze der ‚Kolonialmundarten‘. In: D. Allan Cruse et al. (Hrsg.): *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2005, Band 2, S.1165–1174
- Dokumentationsschrifttum des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit in schlesischen Archiven. In: *Jahrbuch der schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau*. Band 45/46, 2005, S.25–38.
- Spiegelungen der deutschen Kultur im Wortschatz in Handschriften des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit in der Slowakei. In: *Deutsche Wortforschung als Kulturgeschichte*. Wien: Edition Praesens, 2005, S. 251–260.
- Frühneuhochdeutsche Handschriften in Schlesien. In: Klaus Garber (Hrsg.): *Kulturgeschichte Schlesiens in der frühen Neuzeit*. Tübingen: Max Niemeyer 2005, S. 777–789.
- Sprache der deutschen Minderheit in der Slowakei. In: Jörg Meier (Hrsg.): *Beiträge zur Kulturgeschichte der Deutschen in der Slowakei*. Berlin: Weidler Buchverlag, 57–83.
- Bibelübersetzungen von Martin Luther und Johann Eck. Ein Beitrag zur Lexik des Frühneuhochdeutschen. In: Ulrich Breuer; Irma Hyvärinen (Hrsg.): *Wörter-Verbindungen. Festschrift für Jarmo Korhonen zum 60. Geburtstag*. Frankfurt/M. [etc.]: Peter Lang, 447–454.
- Das zweite Gerichtsbuch von Käsmark/Kežmarok 1607–1624. In: Michail L. Kotin et al. (Hrsg.): *Das Deutsche als Forschungsobjekt und als Studienfach. Synchronie – Diachronie – Sprachkontrast – Glottodidaktik*. Frankfurt/M. etc.: Peter Lang, 119–132.
- Die Chronik von Gabriel Gollnich Glöckner von Leutschau. Ein Beitrag zur deutschsprachigen Geschichtsliteratur in der Slowakei. In: Hanna Andašová; Peter Ernst; Libuse Spácilová (Hrsg.): *Germanistik genießen. Gedenkschrift für Doc. Dr. phil. Hildegard Boková*. Wien: Praesens Verlag, 299–313.
- Schlesien und die Slowakei. Zwei deutsch–slawische Sprachlandschaften aus historischer Sicht. In: Maria K. Lasatowicz, Andrea Rudolph, Norbert R. Wolf (Hrsg.): *Deutsch im Kontakt der Kulturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen*. Berlin: trafo, 175–189.
- 2006f
- Deutsche Handschriften der Frühen Neuzeit in Zipser Bela/Spišska Belá. In: *Zeitschrift für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft in der Slowakei* 4, 43–50.
- Deutsch–slowakische Sprachbeziehungen in historischer Sicht. In: Roland Harweg; Franz Hundsnurscher; Eijiro Iwasaki (Hrsg.): „*getriwe ân allez wenken*“. *Festschrift für Shoko Kishitani zum 75. Geburtstag*. Göppingen, Kümmerle Verlag, 141–150.
- Der Sachsenspiegel aus der Dombibliothek in Breslau/Wrocław in der Tradition der Rechtshandschriften in Liegnitz/Legnica und Breslau/Wrocław. In: Franz Simmler; Eugeniusz Tomiczek (Hrsg.): *Sprachwissenschaft*. Wrocław/Dresden: Neisse Verlag, 65–88.
- Aus dem Stadtbuch von Kremnitz. In: *Kremnický letopis. Annales Cremnicienses* 5/2, 2006, 4–6.
- Besuch aus Amerika. Aus dem Tagebuch (1821-1852) des Kaufmanns Sigmund Tibly aus Kirchdrauf. In: *Karpaten Jahrbuch 2007*, Jg. 58, 2006, S. 75–79.
- Das älteste Stadtbuch von Schemnitz/Banská Štiavnica. Ein Beitrag zur deutschen Sprache um 1400 im Gebiet der heutigen Slowakei. In: Wich-Reif, Claudia (Hrsg.): *Strukturen und Funktionen in Gegenwart und Geschichte. Festschrift für Franz Simmler zum 65. Geburtstag*. Berlin. 487–500.
- Aus dem Tagebuch eines Kaufmanns. Zur Kulturgeschichte der Deutschen im Gebiet der heutigen Slowakei. In: Meyer, Claudia (Hrsg.): *Bis zum Lorbeer versteig ich mich nicht mehr. Festschrift für Jürgen Hein*. Münster: Ardey-Verlag, 251–260.
- Gebete von Amtsträgern in Dilln im 17. Jahrhundert. In: *Karpatenjahrbuch 2008*, Jg. 59, 113–116.

- Hunsdorf und Paul Hunfalvy. Ein Beitrag zu slowakisch–ungarisch–finnischen Kulturbeziehungen. In: *Karpatenjahrbuch 2008*, Jg. 59, 153–157.
- Globalisierung und kulturelle Identität: Kremnitz als mittelalterliche Standgründung. In: *Mining the blessing and curse of Kremnica / Baníctvo ako pozehnanie a preklatie mesta Kremnice*. Kremnica: SOS, 67–71.
- Auswirkungen des Magdeburger Rechts auf die Gesetzgebung des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit in der Slowakei. In: Eichler Ernst; Lück, Heiner (Hrsg.): *Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa. Sachsenspiegel und Magdeburger Recht. Internationale und interdisziplinäre Konferenz in Leipzig vom 31. Oktober bis 2. November 2003*. Berlin: de Gruyter, 181–205.
- Das Eidbuch des 17. Jahrhunderts aus dem Staatsarchiv Wrocław/Breslau. In: Czachur, Waldemar; Czyżewska, Marta (Hrsg.): *Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag*. Warszawa: Institut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego, 429–436.
- Consules et scabani reipublicae Wratislaviensis. Geschworene, ordentliche Mitglieder des Stadtrates von Breslau im Spätmittelalter. – Zum Frühneuhochdeutschen in Schlesien. In: *Silesia Nova. Vierteljahresschrift für Kultur und Geschichte* 5/4, 77–87.
- Tagebücher des 18.–19. Jahrhunderts im Blickfeld der Sprach- Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Zu Aufzeichnungen des Leutschauer Pfarrers Andreas Dianiska). In: *Karpatenjahrbuch 2009*, Jg. 60, 153–157.
- Der Anfang und die frühe Entwicklung der Städte in der Mittelslowakei anhand der Geschichte von Karpfen/Krupina. In: *Karpatenjahrbuch 2010*, Jg. 61. Seite 67–74.
- Korrespondenz von Pál Hunfalvy mit finnischen Sprachforschern im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zu finnisch–slowakisch–ungarischen Kulturbeziehungen. In: Choma, Milan (Hrsg.): *Spišskí bratia Pál a János Hunfalvy v zjednotenej Európe*. Kežmarok, 22–38.
- Mittelniederdeutsch und Frühneuhochdeutsch im Stadtarchiv von Reval/Tallinn. In: Wojciech Kunicki, Jacek Rzeszutnik, Eugeniusz Tomiczek (Hrsg.): *Breslau und die Welt. Festschrift für Prof. Dr. Irena Światłowska-Prędotą zum 65. Geburtstag*. Wrocław/Dresden: Neisse Verlag, 603–609.
- Začiatky a raný vývoj stre doslovenských miest podľa archívnych prameňov. In: *Ružomerský Zborník* 3, Ružomberok, 113–121.
- Fachsprache der Forstwirtschaft. In: *Deutsch als Fremdsprache aus internationaler Perspektive. Neue Trends und Tendenzen*. München: Iudicium, 40–42.
- Deutsche Berufsbezeichnungen in Pressburg/Bratislava. Aufzeichnungen im Bürgerbuch der Stadt aus den Jahren 1700–1767. In: *Jazyk. Zakonomernosti razvitija i funksinonirovanija. Cbornik k jubileju Natal'i Nikolaevny Semenzuk*, Moskva: Akademia Nauk, 2010, 135–145.
- Statuten der Stadt Sorau. Ein Beitrag zum entstehenden Neuhochdeutschen. In: Białek, Edward/Bieniasz, Łukasz (Hrsg.): *Hereditas Culturalis Soraviensis. Beiträge zur Geschichte der Stadt Sorau und zu ihrer Kultur*. Wrocław/Dresden: Neisse Verlag, 17–34.
- Archivalische Quellen zur Vergangenheit von Leibitz/L'ubica. In: *Studia Historica Tyrnawielnia* 13, 225–242.
- „Ohne Sprache gibt es kein Recht.“ Überlegungen zur Geschichte, Kultur und Recht anhand einer Handschrift des Kaiserrechts aus dem Jahre 1449 in der Universitätsbibliothek Wrocław/Breslau. In: Stanisław Prędotą; Andrea Rudolph (Hrsg.): *Der Worte Echo im Spiegel der Sprache. Festschrift für Maria Katarzyna Lasatowicz*. Berlin: trafo, 2011, S. 43–57.
- Kroniky a denniki novoveku na Spiši. In: Miroslav Števík (Hrsg.): *Spiš v 12. a 13. Storočí – Spisz w XII i XIII wieku – Scepus in the 12th and 13th Century*, 2011, S. 243–253.

3.3 Russlanddeutsche

- Die Suche nach einer Identität. Ein Beitrag zur Literatur der Russlanddeutschen. In: *Annäherungen. Polnische, deutsche und internationale Germanistik*. Wrocław 2003, S.260- 272.

Turnen und Turnsprache im 19. Jh. in Deutschland

Aleksandra Wróbel

Seitdem die antiken Griechen zum ersten Mal ihre Spiele in Olympia veranstalteten, haben sich Laufen, Springen und Werfen beachtlich weiterentwickelt. Damals gab es nur eine einzige Disziplin, den Stadionlauf – heute gibt es Hunderte von Sportarten. Sport weckt bis zur heutigen Zeit das Interesse aller Menschen, unabhängig davon, aus welcher Schicht sie kommen und wie alt sie sind. Es ist heute Tatsache, dass Sport ein weit verbreitetes Phänomen der Alltagskultur geworden ist.

Meyers Lexikon in der Ausgabe aus dem Jahre 1909 schreibt, dass sich die Lust an körperlicher Bewegung zu allen Zeiten geltend gemacht hat.¹ Sport spielte und spielt bis heute eine wichtige Rolle in der Gesellschaft. Immer mehr Menschen interessieren sich für Sport, sowohl als aktiver Teilnehmer als auch als Zuschauer. Im Laufe der Zeit haben sich Funktion und Rolle des Sports im Vergleich zur Vergangenheit verändert. Das Wesen des Sports und das, was ihn als etwas „Spezifisches“ von anderen gesellschaftlichen Phänomenen unterscheidet, haben eine lange Tradition, und die Antwortversuche auf die Frage nach der soziokulturellen Stellung des Sports ist ebenso breit wie kontrovers.

Diese Besonderheit und Ausnahmestellung des Sportes lässt sich in Deutschland auch in der Disziplin Turnen und der dazu gehörenden Turnsprache beobachten, die sowohl hohe Aufmerksamkeit erregen als auch eng mit der deutschen Kultur und Geschichte verbunden sind. So hat das Turnen eine lange Tradition im deutschsprachigen Raum und ist allein schon wegen der Umstände seiner Popularisierung und der zugehörigen Turnterminologie besonders untersuchungswert. Am Beispiel des Turnens und der Turnsprache lassen sich mehrere sprachlich-soziokultureller Probleme untersuchen. Was war das Wesen des Turnens und der Turnsprache? Wie ist diese Sprache entstanden? Welche Aspekte der Systematik und Bezeichnungen der Turnübungen standen im Mittelpunkt? Welche Voraussetzungen stellte der Schöpfer der Turnsprache sich selbst bei der Bildung der Sprache? Diese Fragen sind Ausgangspunkt unserer Überlegungen.

In den Jahren 1806 und 1807 stand Deutschland an einem Wendepunkt seiner nationalen Entwicklung. Mit dieser Zeit assoziiert man auch die Entstehung der Turnbewegung in Deutschland, die ihren Anfang in der sogenannten Reichsgründungszeit hatte. Diese Bewegung steht in enger Verbindung mit ihrem als Turnvater bekannten Begründer Friedrich Ludwig Jahn (1778–1851), der zur Zeit der Befreiungskriege in Berlin als Organisator einer Turngesellschaft wirkte.²

Auf diese Weise hat er zur Entwicklung der Leibesübungen und des politischen und öffentlichen Vereinswesens beigetragen, dessen Ursprünge im 18. Jahrhundert bei Johann Christoph GutsMuths liegen. Johann GutsMuths hat eine pädagogisch begründete Gymnastik entwickelt, die weltweit rezipiert wurde und deren Ziel es war, die männlichen Schüler zu vernunftgeleiteten Bürgern zu erziehen. Da sich Vernunft nur durch Handeln und Erkenntnis, das heißt nur durch körperliche Aktivitäten und sinnliche Wahrnehmungen, entwickeln könne, hielten die Philanthropen Leibesübungen für unverzichtbar.³

¹ Meyers Großes Konversations-Lexikon, Band 19, 1909, S. 836–839.

² Vgl. Illig, Stefan: „Zwischen Körperertüchtigung und nationaler Bewegung. Turnvereine in Bayern 1840–1890“. Köln 1998. S. 43.

³ Vgl. Josef Ulfkotte, GutsMuths und Jahn: Wegbereiter der modernen Bewegungskultur in Deutschland, in: Annette Hofmann (Hg) „200 Jahre Turnbewegung“, 2011, S. 76–85.

Die Jahnsche Turnbewegung basierte auf den Überlegungen von GutsMuths, worauf Jahn selbst in seinem Buch „Die Deutsche Turnkunst“ in folgendem Satz hinweist: „... Dankbar denken wir noch an unsere Vorarbeiter Vieth und Gutmuths“.⁴ Die Gesamtheit der Leibesübungen beruhte so zwar auf dem Vorbild GutsMuths, wurde aber weiterentwickelt und mit anderen Zielen und Aufgaben verbunden. Im Gegensatz zu den Philanthropen der Aufklärung, die den Geist und Körper als eine Einheit betrachteten, bindet Jahn das Turnen auch an seinen Traum von der Einheit Deutschlands.⁵

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sind in Deutschland verschiedene Formen, Ideen und Konzepte der Nationalerziehung entwickelt worden. Die Menschen versuchten verstärkt ihre Zukunft und ihr persönliches Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Alle Menschen sollten gleiche Rechte und Chancen haben, um ihr Leben selbst zu gestalten und nicht mehr von der Gnade eines Fürsten abhängig zu sein. Die Bürger verlangten die Beseitigung von entsprechenden Hindernissen in der Gesellschaft sowie die Absetzung des absolutistischen Regimes. Sie forderten einen radikalen Umbau von Staat und Gesellschaft. In dieser wichtigen geschichtlichen Zeit entdeckten die Völker ihre nationale Identität. Es war die Geburtsstunde der Nationalbewegung in Deutschland mit dem Hauptziel, die vielen kleinen und autonomen Einzelstaaten Deutschlands in eine freie Nation freier und selbstbewusster Bürger zu überführen.⁶

Das Jahnsche Turnen besaß einen klar umgrenzten Wirkungsraum und eben auch ein ideologisches Programm. Es bestand sowohl aus politischen und liberalen als auch nationalen und alltagskulturellen Kräften. Für Friedrich Ludwig Jahn standen als Hauptziele sowohl die deutsche Einheit und Freiheit als auch die Vorbereitung des Volkes auf den eventuellen Kampf gegen die Franzosen im Mittelpunkt.

Im Jahre 1811 errichtete er den ersten Turnplatz auf der Berliner Hasenheide, wo er mit seinen Schülern zuerst Wanderungen und Spaziergänge unternahm. Später wurden dort andere Übungen und Jugendspiele betrieben.⁷ Der Turnplatz sollte auch als Vorbild für andere, ähnliche Turnplätze in ganz Deutschland dienen. Die Idee wurde in der Tat in vielen Regionen Deutschlands übernommen, wo es zur Errichtung von Turnstätten und in der Folgezeit mit dem Ausbau des Jahnschen Programms auch zur Gründung von Turnanstalten und Turngesellschaften kam.

Jahn entschied sich aus mehreren Gründen für den Turnplatz auf der Berliner Hasenheide. Erstens eignete sich der Ort für Leibesübungen im Sinne kriegerischer Jugendspiele und zweitens lag er sehr günstig, weil er nicht weit von der Stadt entfernt war, sodass die Berliner, die am Sonntag einen Spaziergang machten und sich entspannen wollten, das Geschehen auf der Hasenheide verfolgen und beobachten konnten.

Friedrich Ludwig Jahn gilt nicht nur als Schöpfer der Turnbewegung, sondern auch als Erfinder der Turnsprache. Mit dem Aufbau des Turnplatzes, der ihm zur Rettung des Landes notwendig schien, fasste er auch den Entschluss, eine zugehörige Turnsprache als ein sehr wichtiges Mittel der Verbreitung seiner Leibesübungen zu schaffen. Darüber schreibt er in einem Brief an Eiselen am 30. Juni 1814: „Überhaupt werden Sprache und Sache sich gegenseitig und wechselseitig bilden und beleben...“⁸

⁴ Im Vorbericht: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S. 11.

⁵ Vgl. Krüger, M.: „Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sportes“, 1993, Bd. 9, S. 39.

⁶ Vgl. Krüger, M.: „Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sportes“, 1993, Bd. 9, S. 38.

⁷ Vgl. Im Vorbericht: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S. 11.

⁸ „Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns. Leipzig 1913“. 1930, S. 56.

Nur mit Hilfe der Turnsprache konnten seine Ziele, d.h. die Verbreitung des Turnens in anderen Teilen des Landes sowie die Volkserziehung, die zur Einheit Deutschlands führen sollte, erreicht werden.

Johanes Zeidler äußert sich über diese erzieherische Komponente der Turnsprache Jahns in seinem Werk „Die deutsche Turnsprache bis 1819“ auf folgende Art und Weise: „Dazu war es notwendig, daß dem neuen Erziehungsmittel ein Name gegeben wurde, der kurz und abwandlungsfähig war, der gute Werbewirkung hatte, der, dem Geist der Zeit entsprechend, sich in die deutsche Vergangenheit zurückverfolgen ließ und der, für alle Gebiete passend, sie in sich zusammenfaßte“.⁹

Friedrich Ludwig Jahn hat in seinem Buch „Die Deutsche Turnkunst“ die Entstehung der Turnsprache wie auch die Entwicklung der Turnbewegung von ihren Anfängen auf der Berliner Hasenheide an in genauen Einzelheiten beschrieben.

Jürgen Leirich bezeichnet „Die Deutsche Turnkunst als Wiege deutscher Turnterminologie“. In der Ausgabe des Jahn-Reports aus dem Jahre 2011 schreibt er in diesem Zusammenhang: „Die Deutsche Turnkunst gilt als die Wiege unserer sog. „Turnsprache“, weil hier erstmals von Jahn und Eiselen Grundlegendes auch zur Systematik der Turnübungen aufgeschrieben worden ist, das zuvor auch bezeichnet werden musste: Eine deutsche Sache – also das Turnen – musste folglich auch in deutscher Sprache benannt werden!“¹⁰

Rolle und Funktion von Turnen und Turnsprache beschreibt und erklärt Jahn sehr präzise im Vorbericht seines Buches „Die deutsche Turnkunst“ (1816).

Im folgenden Abschnitt der Vorrede weist er darauf hin, dass die Turnbewegung einer ständigen Entwicklung unterworfen war. Am Anfang fanden die Übungen im Freien und ohne spezielle Ausrüstung und Geräte statt. Im Laufe der Zeit entwickelten sich die Leibesübungen weiter und wurden um eine Reihe von Geräten und Übungen ergänzt. Der Turnplatz auf der Berliner Hasenheide wurde später auch abgegrenzt und mit Geräten wie Reck, Barren, Schwebebäumen, Springgestellen und Klettergerüsten ausgestattet.¹¹ Zu den Erfindungen Jahns beim Turnen gehören Barren und Reck, mit denen er die auf den Ideen GutsMuths basierenden Übungen erweiterte. Außerdem verdeutlicht er Idee und Ziel des Turnens und bezeichnet es als „vaterländischen Sinn“ und „großes Gemeingut“, was nochmals hervorhebt, dass die Turnbewegung als Volkserziehung allen Bürgern eine Wende zum Besseren garantieren sollte. Er unterstreicht auch die Wichtigkeit des Turnens und weist auf „Beharrlichkeit und Selbstverläugnung“ hin, die aus seiner Sicht mit dem Erreichen des Hauptzieles eng verbunden waren. Aufhören und Aufgeben kommen in diesem Sinne nicht in Frage. Jahns Programm erforderte ständige aktive Progression. Er setzte seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft in die Turnbewegung und das Volk, das zusammen mit ihm und unnachgiebig ans Ziel strebte.

„Im Sommer 1812 wurden zugleich mit dem Turnplatz die Turnübungen erweitert. Sie gestalteten sich von Turntag zu Turntag vielfacher, und wurden unter freudigem Tummeln im jugendlichen Wettstreben auf geselligem Wege gemeinschaftlich ausgebildet. Es ist nicht mehr genau auszumitteln, wer dies und wer das zuerst entdeckt, erfunden, eronnen, versucht, erprobt und vorgemacht hat. Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen großen Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverläugnung. Alle und jede Erweiterung und Entwicklung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch“.¹²

Die Adjektive, die in diesem Zitat auftreten wie „*vielfach, freudig, jugendlich, gesellig*“ weisen auf das Wesen des Jahnschen Turnens hin und verweisen auf die Einheit der Nation als Ziel, dem er mit dem Volk in Gestalt seiner Schüler entgegenstrebte.

⁹ Zeidler, J.: „Die deutsche Turnsprache bis 1819“. 1942, S. 37.

¹⁰ Leirich, J.: „Jahn Report.“ 2011, S. 42.

¹¹ Vgl. Krüger, M.: „Einführung in die Geschichte der Leibesübungen und des Sportes“, 1993, Bd. 9, S. 41.

¹² Im Vorbericht: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S. 11–12.

Turnen könnte man dementsprechend als ein Kommunikationssystem bezeichnen, das sich einerseits auf Körperübungen konzentrierte und andererseits zur Verstärkung des Nationalgefühls und der gesellschaftlichen Einigkeit führte. Dieses Kommunikationssystem wurde als Ausdruck der Volksbewegung verstanden. Jahn als Lehrer und Patriot wollte das Turnen auch über eine verständliche Fachsprache verbreiten. Die Turnsprache bezeichnet er als Kunstsprache, der er Lebendigkeit zuspricht, weil er sie direkt vom Leben herleitet. „Soll eine Kunstsprache lebendig sein, so muß sie aus dem Leben hervorgehn“¹³ – schreibt er in der Vorrede seines Werkes.

Man kann daraus also die Schlussfolgerung ziehen, dass er Turnschülern und -lehrern mit dieser Sprache ein leistungsfähiges und zweckmäßiges Kommunikationssystem zur Verfügung stellen wollte, weil Leibeserziehung für ihn als Lehrer wie auch als Patrioten im Zentrum seines Programmes stand. Dieses Kommunikationssystem war auch ein Verständigungsmittel zwischen Lehrern und Schülern, das die Kommunikation und die Ausübung des Turnens erleichtern sollte. Weiterhin schreibt er: „Die Sprache wird treu gepflegt mit dem Entwicklungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unsers Volks passen, für jede Lebensfülle zu reichend sein, und mit dem Wachsthum des Volks an Bildsamkeit zunehmen“.¹⁴

Daraus ergibt sich Folgendes: Die Turnsprache wird für ein Volk mit vaterländischer Gesinnung gebildet, um zur Einheit Deutschlands beizutragen. Sie sollte zusammen mit dem Turnen die Seele des Volkslebens bilden. Die zugehörige Sprache muss in allen Einzelheiten gut fundiert werden, weil sie nicht nur für das Turnen und die Turner auf der Hasenheide zur Verfügung stehen, sondern in ganz Deutschland weiterverbreitet werden sollte. Jedes Wort, jede Bezeichnung musste präzise und überlegt sein. Einerseits musste jeder Begriff klar, einfach und verständlich für die Öffentlichkeit sein, andererseits war es von großer Bedeutung, in jedem Wort den nationalen Geist und Sinn der Turnbewegung zu verdeutlichen.

Josef Ulfkotte erklärt das Spezifikum des Begriffes „Turnen“ in der Sonderausgabe des Jahn-Reports¹⁵ aus dem Jahre 2011 auf folgende Weise: „Bei diesem Wort handelte es sich um ein Kunstwort, das Jahn aus seiner Kenntnis sprachgeschichtlicher Zusammenhänge und damals bestehender Dialekte prägte. Seiner Ansicht nach war ein ‚Turner‘ in den alten nordischen Sprachen ein ‚Krieger‘, außerdem erinnerte ihn seine Wortschöpfung ‚Turnen‘ an das mittelalterliche Turnier [...] Zahlreiche ‚Turnwörter‘ verdanken ihre Entstehung den Beratungen eines ‚Turnkünstlervereins‘, in den die ‚Turnfertigesten‘ und ‚Allgemeingebildetsten‘ Mitglieder der ‚Turngemeinschaft‘ berufen wurden. Jahn und seine Mitstreiter hatten schnell erkannt, dass eine allgemeinverständliche, praxisnahe und zugleich neuartige Fachsprache eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg der Sache selbst war“.

Volk, Sprache und Erziehung werden hier in ihrem inneren Zusammenhang erkannt. Die Sprache war eine Voraussetzung zur Rettung des Landes und zur Verbreitung in ganz Deutschland. Jahn war sich in diesem Zusammenhang stets bewusst, dass die Turnsprache ein Mittel zum Zweck ist. Weiterhin musste sie treu und gut gepflegt werden, was viel Mühe und Arbeit erforderte.

Friedrich Ludwig Jahn äußerte in einem Brief an seinen Freund, Carl Friedrich Feuerstein am 25. Juli 1811 Folgendes über die Turnsprache:

„Meine Turngesellschaft nimmt mir viel Zeit weg, denn aller Anfang ist schwer. Dazu muß die ganze Sprache erst umgeschaffen werden, denn geraderechte Kunstwörter können doch Deutsche nicht gebrauchen. Ich theile Dir hier einen Anfang unserer Kunstsprache mit.

Turnen – gymnastische Übungen treiben, vom alten Torna, Turna, kämpfen, streite; wovon Turnei, späterhin Turnier.

¹³ Im Vorbericht: „Die deutsche Turnkunst“. 1816, S. 26.

¹⁴ Im Vorbericht □ „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S. 30.

¹⁵ Ulfkotte, J.: „Die Erfindung des Turnens“; In Jahn-Report, 2011, S. 4.

Turner – ein Betreiber von Leibesübungen; im Oberdeutschen Torner, noch jetzt ein eingehender Krieger (tyro).

Turnplatz, Turnplan, Turnfeld; Turnzeit, Turnstunde, Turntag, Turnwart, Turnlehrer, Turnmeister, Vorturner, Turngesellschaft, Turnbrauch, Turnweise sind von selbst verständlich.

Voltigieren – schwingen, balancieren, schweben, den die Werkleute sagen: „Es liegt in der Schwebel, oder in der Pallangß. - Die Sache schwebt vor Gericht d.h. es hat noch keiner Recht. Eine lederne Marke habe ich darum ausgewählt, weil die Sache aufs Leder geht und die Zahlen geben die Zeiträume der Deutschen Turnkunst an,

1. von Herman bis auf Heinrich den Städtebauer,
2. von Heinrich bis auf Maximilian I. Tod,
3. bis auf unsere Zeit.“¹⁶

Mit diesem Abschnitt weist er darauf hin, dass diese Kunstsprache für die Turner und auch für Turnlehrer klar und verständlich sein muss. Deswegen ist die Schöpfung dieser Sprache nicht sein „Eigentum“, weil viele Begriffe aus dem Dialekt und aus anderen Sprachen entnommen oder ganz neu gebildet wurden, um eine klare Fachsprache schaffen zu können. Als Quelle seiner Turnsprache erwähnt er in der Vorrede des Werkes „Die Deutsche Turnkunst“: die vorhandenen Fachwörter, die Mundarten und andere Fachsprachen. Weiterhin kommentiert er auch andere Mittel zur Gestaltung seiner Turnsprache. So verwendete er nämlich „alte Bilder“, die von ihm „wieder in Rahmen gefaßt und aufgestellt“¹⁷ wurden. Er übernahm Wörter wie: Burzelbaum, Froschsprung, Nadel als Pferdeturnwörter und Rung als Ringwort.

Ein anderes Mittel der Sprachbildung von Jahn war die Verwendung des Reimens bzw. Schlagreims. Dazu gehörten zum Beispiel: kippen und wippen. Weiterhin spielten auch Wortbildungen nach Musterwörtern eine wichtige Rolle, wie Hebezeug, Steigzeug, Werkzeug, Kletterzeug, Klimmzeug, Schwebbezeug, Schwingzeug, Stillzeug u.s.w.

Die bis 1811 allgemein verwendeten Bezeichnungen wie *Übungen des Körpers*, *körperliche Übungen* und *Spiele* oder *Geschicklichkeit*, *Fertigkeit*, *Bewegung* und *Bildung des Körpers*¹⁸ waren aus Jahns Sicht zu lang, konnten nicht abgewandelt werden und eigneten sich nicht für eine Unterrichtssprache. Das Hauptwort „*Turnen*“ aber war kurz, werbewirksam und einprägsam. Es ließ im bereits vorhandenen *Turnier* eine Zeit deutscher Vergangenheit auferstehen¹⁹. In der Vorrede zu seiner Turnkunst äußert er sich zur Notwendigkeit, eine Fachsprache zu bilden: „Es ist ein unbestrittenes Recht, eine Deutsche Sache in Deutscher Sprache, ein Deutsches Werk mit Deutschem Wort zu benennen. Warum auch bei fremden Sprachen betteln gehn, und im Ausland auf Leih und Borg nehmen, was man im Vaterlande reichlich und besser hat“²⁰.

Zu dieser Sprache schrieb er auch folgende Regeln und Gesetze. Im Vorbericht stellt er fest, welchen Voraussetzungen und Regeln die Turnsprache entsprechen soll und wie ein neues Wort gestaltet sein muss. Er schreibt, das Wort solle:

- „1. eine Deutsche Wurzel sein, oder nachweislich von einer solchen stammen;
2. den Deutschen Wortbildegeseetzen nicht widersprechen, sondern sprachthümlich gebildet sein;
3. echtdeutsch, und nicht schriftwidrig lauten;
4. mit Hochdeutschen Lauten aussprechbar sein und mit den gewöhnlichen Buchstaben in der Schrift darzustellen;
5. einen Begriff bezeichnen, wofür es bis jetzt noch kein Schriftwort gab;
6. zu keiner falschen Nebenbedeutung verleiten;
7. Weiterbildsamkeit besitzen;

¹⁶ Briefe an C.F.W. Feuerstein (1806-1811), 2008. S. 146–147.

¹⁷ Jahn, F.L., Eiselen, E.: „Die deutsche Turnkunst“. 1816, S. 40.

¹⁸ Vgl. Zeidler, J.: „Die deutsche Turnsprache bis 1819“. 1942, S. 36–37.

¹⁹ Zeidler, J.: „Die deutsche Turnsprache bis 1819“. 1942, S. 47.

²⁰ Vorbericht: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S. 25.

8. kein schwerzusammengefügtes Angst- Not und Qualwort sein;
9. ein schlechteres Schriftwort schriftwürdiger ersetzen.²¹

Er selbst hatte diese Regeln konstruiert und bei der Bildung der Terminologie eingehalten. Betrachtet man die Turnsprache Jahns näher, kann man feststellen, dass er seine Regel fast immer eingehalten hat. Falls ein Wort nicht genau den Gesetzen entspricht, steht es nicht alleine, sondern bildet einen Teil eines Ganzen. Im Endeffekt bedeutet das, dass das Wort sich an seiner richtigen Stelle befindet und entspricht den oben genannten Regeln und die Prinzipien sind eingehalten worden. Wie seine erste Forderung verlangt, schloss er den Gebrauch von Fremdwörtern nahezu aus. Unter systematischen Aspekten bedarf bei dieser Gelegenheit vor allem das Wort „voltigieren“ einer näheren Erklärung. Es stammt ursprünglich aus dem Französischen und besitzt keine deutsche Wurzel²². Um es zu vermeiden, führt Jahn statt „voltigieren“ das Wort „schwingen“ in die Turnsprache ein. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass sich am Beispiel des Pferdturnens die Jahnsche Turnsprache mit der Ausdrucksweise seiner Vorgänger vergleichen lässt.²³ Man sieht an ihr wie die Jahnschen Bezeichnungen auf der überkommenen Grundlage gebildet und weitergebaut wurden. Dabei kann man unter anderem auf die zwei Geräte „Barren“ und „Reck“ verweisen. Er ergänzte hier die schon vorhandenen Fremdwörter durch neugebildete Begriffe, beispielsweise durch die Verben. Aus den Verben „barren“ und „recken“ entstanden Turnen am Barren und am Reck. Das Wort „Reck“ kommt selbst aus der niederdeutschen Mundart und wurde an Stelle des GutsMuthsschen Wortes „Querbalken“ eingeführt.²⁴ „Es liegt nahe, im Anschluß an das Pferdturnen die Sprache der beiden Geräte, Barren und Reck, zu behandeln, da zwischen den Übungsbezeichnungen bei den drei Geräten eine enge Beziehung steht.“²⁵

Weiterhin äußert er sich auf folgende Weise zur Turnsprache: „Die deutsche Sprache vereint reine Ursprünglichkeit mit Weiterbildsamkeit, und hohes Alter mit jugendlicher Frische“²⁶. Für seine Turnsprache wählte er aus der deutschen Sprache nur solche Wörter aus, die sich noch weiterbilden ließen und die somit noch formbar waren. Er suchte auch nach Sprachähnlichkeiten, um Muster zu schaffen und daraus neue Wörter zu bilden: „Nach den Sprachähnlichkeiten und den Bildungsgesetzen haben wir die Lücken der Kunstsprache sprachthümlich auszufüllen gesucht, das Fehlende ergänzt und dem Mangel abgeholfen. Sache und Sprache haben wir immer beisammen getrieben, und so sollen die Kunstwörter Hand und Fuß haben und Kopf und Herz“²⁷.

Die Turnsprache als Kunstsprache wie auch die neu gebildeten Wörter mussten „möglichst genau, bestimmt, treffend und merkbar sein“.²⁸

Die Schöpfung der Fachsprache verlangte viel Präzisionsarbeit von ihrem Erfinder. Die Sprache wurde praxisnah mit hohen Voraussetzungen und Engagement Schritt für Schritt gebildet. Jede Einzelheit, jedes Detail mussten zuerst gründlich durchdacht werden. Ein sinnloses, nicht überlegtes Geschehen durfte keinen Platz haben. Hohe Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit bei der Bildung neuer Wörter waren vorauszusetzen. Daraus folgt, dass die Erfindung der allgemeinverständlichen Turnsprache eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg des Turnens war. Es ist wichtig, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, dass die Turnsprache wie jede Sprache einem ständigen Wandel unterworfen ist, weil sie kein isoliertes Sprachsystem

²¹ Vorbericht: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S. 50.

²² Vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd.20, 1909, S. 254.

²³ Vgl. Zeidler, J.: „Die deutsche Turnsprache bis 1819“. 1942, S. 45.

²⁴ Vgl. Zeidler, J.: „Die deutsche Turnsprache bis 1819“. 1942, S. 52.

²⁵ Zeidler, J.: „Die deutsche Turnsprache bis 1819“. 1942, S. 45.

²⁶ Jahn, F.L., Eiselen, E.: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S. 28.

²⁷ Vorbericht: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S.41.

²⁸ Vorbericht: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816, S.44.

darstellt. Sie ändert sich, weil sie in eine Welt eingebettet ist, die der Sprache neue Aufgaben und Voraussetzungen stellt. Im Laufe der Zeit hat sich die Turnsprache sukzessiv weiterentwickelt, bereichert und verbreitet. Man muss aber auch darauf hinweisen, dass die aktuelle Terminologie im Bereich des Turnens viele Bezeichnungen benutzt, die von Jahn im 19. Jh. erfunden worden sind. Das Begriffssystem der Übungen an Geräten ist historisch gewachsen und geht vielfach auf die Bezeichnungen, die von ihm im Buch „Die Deutsche Turnkunst“ beschrieben worden sind, zurück.²⁹ Als Beispiele können hier zwei bekannte Turngeräte, „Reck“ und „Barren“, und die Disziplinen „Schwingen“ und „Springen“ angeführt werden. Früher gab es „Reckübungen“ und „Barrenübungen“, die als getrennte Disziplinen des Turnens existierten. Heute werden „Reck“ und „Barren“ als Turngeräte, genau als Wettkampfgeräte für Männer, bezeichnet. Unter „Schwingen“ und „Springen“ waren auch Turndisziplinen zu verstehen und heute haben wir „Schwungübungen“ und „Sprungübungen“. Man kann daraus schlussfolgern, dass Friedrich Ludwig Jahn schon damals einen Weg in die moderne Turnterminologie gewiesen hat.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Jahnsche Turnsprache vor allem einen erzieherischen Sinn hatte. Er selbst sagt: „Diesen Grundgedanken des großen Kampfes soll und muß man auf die rein erziehlichen Leibesübungen im engeren Sinne umwandeln. Verein, Ordnung, Zeitmaß, Wink, Befehl, sind die Seele des Turnwesens“.³⁰ Charakteristisch bei der Bildung der Sprache sind klare Regeln und Gesetze, wie die Forderung nach einer deutschen Wurzel, was wiederum in engem Bezug zum Hauptziel des Turnens stand, d.h. der Rettung des Landes. Der Schöpfer der Turnsprache stellte dabei die Turner selbst ins Zentrum seiner Überlegungen, als männliche Jugend des Landes, die die Sprache verwenden und für die Ausbreitung des Turnens und der Turnsprache in ganz Deutschland sorgen sollte. Aus diesem Grund legte er einen großen Wert auf die Verständlichkeit, Kürze, Einfachheit, Einprägsamkeit und Werbewirksamkeit der Turnterminologie. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Jahnsche Turnsprache eine bedeutende Voraussetzung für den Erfolg des Turnens, Erfolg der Volkserziehung war. Rückblickend lässt sich auch sagen, dass die sich ständig entwickelnde Fachsprache auch eine unverzichtbare Voraussetzung für die Verbreitung des Turnens in ganz Deutschland war. Friedrich Ludwig Jahn hat in die Schöpfung und Entwicklung des Turnens als Mittel zur Volkserziehung viel Mühe, Zeit und im Prinzip sein gesamtes Leben investiert. Als „Jahnsches Erbe“ kann somit alles bezeichnet werden, was er geschrieben hat, was er tat und was ihn zu seinem Tun motivierte.

Literaturverzeichnis

a) Wörterbücher

Meyers Großes Konversations-Lexikon (1909) Band 19., Leipzig.

b) Sonstige Literatur

Bartmuß, H. J. (1998): Gedanken zur Jahn-Tradition. Jahn-Report. September 1998.

Bartmuß, H.J., Kunze, E., Ulfkotte, J. (2008): Turnvater Jahn und sein patriotisches Umfeld. Briefe und Dokumente 1806–1812. Köln–Weimar–Wien.

Illig S. (1998): Zwischen Körperertüchtigung und nationaler Bewegung. Turnvereine in Bayern 1840–1890. Köln.

²⁹ Vgl. Leirich, J., Arnold, K.: Gerättturnen Terminologie, 2005. S.15.

³⁰ Jahn, F.L., Eiselen, E.: „Die Deutsche Turnkunst“. 1816. S. 210.

- Jahn F.L., Eiselen, E. (1816): Die Deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze. Berlin.
- Krüger, M. (1993): Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sportes. Leibeserziehung im 19. Jahrhundert. Turnen fürs Vaterland. Bd.9. Karl Hofmann-Verlag (Hg), Schorndorf.
- Leirich, J. (2011): Zur Terminologie des Gerätturnens bei Jahn und heute. Jahn-Report. Mai 2011.
- Jahn F.L. (1913): Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns. Meyer, Wolfgang (Hg), Leipzig.
- Ulfkotte, J. (2011): Die Erfindung des Turnens. Jahn-Report (Sonderausgabe). Januar 2011
- Ulfkotte J., GutsMuths und Jahn (2011): Wegbereiter der modernen Bewegungskultur in Deutschland, in: Annette Hofmann(Hg) 200 Jahre Turnbewegung, Füssen 2011 (i.E.).
- Zeidler J. (1942): Die deutsche Turnsprache bis 1819. Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Sprache. Heft 2. Halle (Saale).

Soziale und kulturelle Rahmenbedingungen für literarische und publizistische Produktion deutschschreibender Frauen um 1900 auf dem Gebiet der heutigen Slowakei¹

Michaela Kováčová

Die deutschsprachige literarische und publizistische Produktion aus dem Gebiet der heutigen Slowakei wurde in der germanistischen Forschung lange Jahre vernachlässigt. Besonders wenig weiß man über die Beteiligung der Frauen am Literaturbetrieb. Dabei gibt es Belege für deutsch geschriebene literarische Texte von Frauenhand bereits im frühen 19. Jahrhundert (Meier 2001: 252). Um die Forschungslücke zu füllen, entstand das Projekt „Vergessene Texte, vergessene Literatur“, das am Lehrstuhl für Germanistik der UPJŠ unter der Leitung von Ingrid Puchalová realisiert wird. Das Ziel des Projektes ist es, die literarische und publizistische Produktion deutschsprachiger Frauen, die dem Gebiet der heutigen Slowakei entstammten, wieder aufzudecken und ihren Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte der Region kritisch zu bewerten. Der Schwerpunkt der ersten Forschungsphase wurde auf den Zeitraum um 1900 gelegt. Angesichts der vielen individuellen Schicksale deutschsprachiger Frauen scheint es sinnvoll, das Augenmerk auf den geschichtlichen sozialen und kulturellen Kontext zu lenken, in dem sie lebten und schufen. Der folgende Beitrag fokussiert deswegen drei Themenbereiche:

- Entwicklung von Ungarn und insbesondere Oberungarn um 1900
- Stellung der Deutschen in Ungarn im gegebenen Zeitraum
- Bürgerliche Frauen, ihre Stellung, Erziehung und Bildung

Bevor auf diese breiten Themenbereiche eingegangen wird, sind fünf eingrenzende Vorbemerkungen zu machen.

1. Die erste betrifft die Epoche, die in der Überschrift vage als „um 1900“ bezeichnet wird. Das Forschungsteam entschloss sich dazu, diesen Zeitraum auf die Jahre 1867-1914 zu begrenzen. Die Entscheidung für diesen Zeitraum fiel aus folgenden Gründen: 1867 fand der österreichisch-ungarische Ausgleich statt, womit Ungarn begann, auch im Hinblick auf Nationalitäten und die Eingliederung der Frauen, ein neues Kapitel seiner Geschichte zu schreiben. So wurde 1868 das Nationalitätengesetz erlassen, 1868 das Schulgesetz Nr. 38, das die allgemeine Schulpflicht auch für Mädchen verordnete. Das Jahr 1914 wurde aus zwei Gründen als Meilenstein gewählt: wegen des wichtigen Geschichtseinschnitts – Ausbruchs des 1. Weltkrieges –, nach dessen Ende das einheitliche Ungarn zerfiel und die politische Orientierung der CSR grundlegend anders war. Der andere Grund sind die Lebensdaten der Schriftstellerinnen, deren Mehrheit gerade in diese Zeitspanne fällt.

2. Zweitens muss offengelegt werden, dass der Fokus auf die städtische Mittelschicht gelegt wird. Diese Blickverengung hängt mit der sozialen Zugehörigkeit der Autorinnen zusammen. Die biographischen Daten von sieben der acht zu dieser Epoche gehörenden Verfasserinnen geben dafür ein Indiz. Emma Seltenreich war Erzieherin, Margarethe Ehlers und Karoline Schmid-Fasser waren Lehrerinnen, Inez Kinzler sogar Direktorin einer Mädchenbürgerschule. Ehlers war darüber hinaus die Ehefrau eines Lehrers ebenso wie Therese Schröer, die mit einem Schulrat am evangelischen Lyzeum in Preßburg/Bratislava verheiratet war. Elsa Graulich

¹ Die vorliegende Studie entstand im Rahmen des VEGA-Projekts „Zabudnuté texty, zabudnutá literatúra“/ „Vergessene Texte, vergessene Literatur“.

stammte mütterlicherseits aus einer Professorenfamilie und arbeitete eine Zeit lang als Journalistin. Ausschließlich literarischer Produktion konnte sich Bertha Katscher widmen, die einer Kaufmannsfamilie aus Trentschin/Trenčín entstammte und später ihren Vetter, ebenso einen erfolgreichen Schriftsteller, Leopold Katscher, heiratete.

3. Drittens ist der lokale Schwerpunkt der Untersuchung festzulegen. Richtungsgebend dafür ist die lokale Verbundenheit der Autorinnen mit bestimmten Regionen der heutigen Slowakei sowie der Zugänglichkeit der Quellen. Aus den biographischen Daten der Autorinnen wissen wir Folgendes: Jeweils drei Autorinnen stammten oder hatten ihren Lebensmittelpunkt in den Komitaten Zips/Spišská župa (Margarethe Ehlers, Inez Kinzler und Emma Seltenreich) und Preßburg/Bratislavská župa (Elsa Graulich, Karoline Schmid-Fasser und Therese Schröer) zwei weitere wurden geboren im Komitat Trentschin/Trenčianska župa (Bertha Katscher) und Abaujwar-Tornau/Abovsko-Turnianska župa (Cäcilie Jakobs). Die beste Quellenlage zur Sozialgeschichte von Deutschsprachigen gibt es für die Komitate Zips/Spiš und Preßburg/Bratislava, dementsprechend richtet sich der lokale Schwerpunkt der vorliegenden Studie auf diese zwei Regionen.

4. Die vierte Bemerkung betrifft die Verwendung der Kollektivbezeichnung „Deutsche“ bzw. „ungarländisches Deutschtum“ oder „Deutsche in Oberungarn“, die nicht im Sinne einer Nation zu verstehen ist, sondern sich auf Deutschsprachige bezieht. Die zwei Millionen Deutschen (vgl. Gottas 1980: 344), die vor dem ersten Weltkrieg in Ungarn lebten, waren nämlich keine einheitliche Gruppe. Sie lebten zerstreut in verschiedenen Regionen Ungarns (Zips, Westungarn, darunter das Gebiet um Preßburg, Hauerland, Siebenbürgen, Batschka, Schwäbische Türkei, Slawonien) und unterschieden sich sowohl ethnisch, konfessionell, sprachlich, soziokulturell als auch in ihrer politischen Orientierung. Aufgrund dieser Differenzen befanden sie sich noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – im Unterschied zu anderen Nationalitäten Ungarns – in einem protonationalen Stadium. Überdies war im verfolgten Zeitraum ein massenhafter völkischer Übergang des deutschen Bürgertums zum Magyarentum zu beobachten, sodass viele patriotisch gesinnte Deutsche „magyarisch“ als ihre Nationalität angaben. Ungarndeutsche waren sehr oft mehrsprachig. Dies trifft auch auf einige untersuchten Autorinnen zu; so schrieb Emma Seltenreich sowohl deutsch als auch ungarisch, Bertha Katscher übersetzte aus dem Ungarischen, lebte in Budapest und gebrauchte u.a. das Pseudonym Ludwig Ungar (vgl. Rudolf – Ulreich 1988: 153, 306). Trotz aller Heterogenität der Ungarndeutschen ist jedoch aus kommunikationspragmatischen Gründen eine Gesamtbezeichnung notwendig. In dieser Studie bezieht sich der Begriff „Deutsche“ sowohl auf Ungarndeutsche, die sich in Belangen nationaler „Erweckung“ engagierten, als auch auf das teilassimilierte Bürgertum deutscher Herkunft und deutschsprachige Juden.

5. Die fünfte und letzte Bemerkung bezieht sich auf die Unterscheidung der Begriffe „ungarisch“ und „magyarisch“. Im Gegensatz zum Allgemeindeutschen, das nur den Begriff "ungarisch" kennt, wird in dieser Studie zwischen „ungarisch“ – sich auf die Länder der ungarischen Krone, auf die Gesamtbevölkerung dieser Gebiete beziehend - und "magyarisch" – bezogen auf das ethnisch Magyarische - unterschieden.

1. Oberungarn um 1900

Im meistzitierten Essay slowakischer Historiographie beschreibt Lubomír Lipták das Gebiet der heutigen Slowakei um 1900 als einen Übergangsraum. Es „blieb deutlich hinter entwickelten Ländern West- und Mitteleuropas zurück, gehörte aber bei weitem nicht zu den unterentwickeltesten europäischen Regionen. Während Böhmen im gewissen Sinne das östlichste Vorfeld westlicher kapitalistischer Gesellschaft darstellte, allerdings eine Stufe niedriger stand, schien die Slowakei ein vorgeschobener Wachturm des Westens in dem ärmeren Teil

Europas zu sein, obwohl sie nur ein wenig in ihrer Entwicklung höher stand als die ärmsten europäischen Regionen“ (Lipták 1998: 15).

Das damalige Ungarn, das nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich auch Transleithanien genannt wurde, war zwar weiterhin ein Bestandteil der konstitutiven Habsburgermonarchie, allerdings verbanden es mit der anderen Reichshälfte, Cisleithanien, nur die Person des Herrschers und drei Ministerien: das Außen-, Finanz- und Kriegsministerium. Andere Bereiche wurden durch selbstständige Regierungen und Parlamente in Budapest bzw. Wien geleitet. Die ungarischen Kronländer befanden sich in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. im Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft und vom Agrar- zum Industrie-agrarstaat. Aus heutiger Sicht wiesen sie Merkmale auf, die man heute aus Entwicklungsländern kennt: Dominanz des Primärsektors, Disparität zwischen Zentrum und Peripherie, unzureichende Infrastruktur, hohe Binnenmigration sowie grenzüberschreitende Migration, Kluft zwischen einer dünnen, jedoch sehr reichen Oberschicht und einer breiten Unterschicht, Ausgrenzung der meisten Menschen – inklusive Frauen – aus dem politischen Leben sowie eingeschränkte soziale Mobilität für Angehörige nichtmagyarischer Völker und Frauen, unzureichende Bildung, eine hohe Analphabeten-Quote.

Die Dominanz des Primärsektors versuchte die Regierung durch großzügige Industrialisierungsmaßnahmen abzubauen. 1874 wurden Zünfte aufgehoben und somit Tür und Tor für moderne industriellen Produktionsweisen geöffnet. 1881, 1890 und 1907 wurden drei sog. Industrieförderungsgesetze verabschiedet, in denen die Rahmenbedingungen und Maßnahmen für die staatliche Förderung der Industrialisierung festgelegt wurden. Die staatliche Förderung umfasste die Gewährleistung von Grundstücken zum Bau neuer Fabriken, 15-jährige Steuerbefreiungen, finanzielle Subventionen für den Einkauf moderner technischer Ausstattung u.Ä. Ungefähr ein Drittel der staatlichen Förderung landete auf dem Gebiet der heutigen Slowakei (vgl. Škvarna 1997). Gefördert wurden v.a. die Lebensmittelindustrie (Entstehung zahlreicher Brennereien) und die Textilindustrie (Textilfabriken in Sillein/Žilina, Rejetz/Rajec, Tschadsa/Čadca, Trentschin/Trenčín, Rosenberg/Ružomberok und Preßburg/Bratislava). Im Zuge der Industrialisierungswelle entstanden auch neue Hütten und Maschinenbauunternehmen (Preßburg/Bratislava, Krombach/Krompachy, Altsohl/Zvolen, Podbrezová, Prakendorf/Prakovce, Lizenz/Lučenec, Pleßberg/Plešivec, Tyrnau/Trnava, Kaschau/Košice, Großsteffelsdorf/ Rimavská Sobota, Sered'). In der dicht bewaldeten Region Liptau/Liptov wuchsen in Rosenberg/Ružomberok einige Zellstofffabriken. Neuere Industriebranchen wie die chemische, elektrotechnische und optische Industrie sowie die Waffenherstellung entwickelten sich besonders in Preßburg/Bratislava (Raffinerie Apollo, Gummiwerk Matador, Siemens, Fabrik des Dynamitherstellers Nobel, Waffenfabrik im Stadtteil Patrónka).

Wie aus diesem Überblick ersichtlich ist, erlebte Preßburg/Bratislava einen wirtschaftlichen Schub. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war es nach Budapest die am zweitstärksten industrialisierte Stadt des Königreichs Ungarn. Die Aufhebung der Zünfte bedeutete eine wirtschaftliche Erschütterung für die deutsche Handwerkerschicht, die aus ihrer führenden Stellung verdrängt wurde, jedoch teilweise in neuen Unternehmen aufgehoben werden konnte. Der Verfall des Handwerks betraf besonders alte Zipser königliche Städte, die diesen Verlust nicht nachholten. Die Kapitalarmut bedingte auch die Stagnation des Bergbaus in der unteren Zips (vgl. Gottas 1980: 363). Dem Niedergang wichtiger alter städtischer Zentren stand der Aufschwung von Zipser Neudorf/Spišská Nová Ves oder Krombach/Krompachy entgegen.

Trotz einer Reihe von Firmengründungen gab es eine starke Disparität zwischen dem Zentrum und der Peripherie. Die neugegründeten Werke in Oberungarn produzierten nämlich nicht selten nur Halbfabrikate, die dann zur weiteren Verarbeitung ins damalige erstrangige Industriezentrum, Budapest, geliefert wurden. So stammten 53,7 % der Papierproduktion aus der gegenwärtigen Slowakei, im Gegensatz dazu gab es aber auf diesem Gebiet nur 1,4 % der polygraphischen Industrie. Eine ähnliche Situation existierte in der Textilindustrie. Während in

Oberungarn 33,7 % der Textilbetriebe arbeiteten, standen dort nur 5,8 % Konfektionsschneidereien. Eine weitere Parallele ergab sich in der Schwerindustrie. Auf dem Gebiet der heutigen Slowakei wurden mehr als 26,9 % Eisen ausgeschmolzen, aber das Land beteiligte sich nur mit 4,1 % an der Maschinenbauindustrie (vgl. Lipták 1998: 17, Škvarna 1997: 223).

Die unzureichende Infrastruktur versuchte man durch den Bau von Eisenbahnstrecken zu beseitigen. 1872 wurden die Eisenbahnstrecken Kaschau/Košice – Sillein/Žilina und Ruttek/Vrútky – Altsohl/Zvolen – Budapest in Betrieb genommen.

Das Tempo der Industrialisierung war allerdings wesentlich langsamer als im westlichen Teil der Habsburgermonarchie und hinkte auch der demographischen Entwicklung hinterher. Besonders in den nordöstlichen Gebieten Transleithaniens war die Situation kritisch. Es fehlte an Industrie und die landwirtschaftliche Produktion der Kleinbauern war so rückständig, dass nach wiederholten Missernten viele den Notstand durch Saisonarbeiten in anderen ungarischen Komitaten lösten oder den Weg ins Ausland suchten und auswanderten.

Nicht nur wirtschaftlich erlebte Ungarn eine Umwälzung. Die ganze Gesellschaft befand sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Transformationsphase vom Feudalismus zum Kapitalismus. Der Entwicklung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft standen jedoch Überbleibsel der Standesgesellschaft im Wege. Die feudalen Privilegien wurden 1848 zwar abgeschafft, dennoch beeinflussten einige hundert aristokratische Familien und der verarmte Kleinadel, insgesamt ca. 5 % der Bevölkerung, das politische und wirtschaftliche Leben des Staates wesentlich. Diese 5 % der Bevölkerung waren untereinander stark vernetzt. Ihr Netz war für Außerstehende kaum durchlässig,² was die soziale Mobilität stark verhinderte und die soziale Schichtung zementierte.

Das Wahlrecht und die Regelung über die Zusammensetzung des Parlaments begünstigten die Exklusion der Mehrheit am politischen Geschehen. Das ungarische Wahlrecht war eines der restriktivsten in ganz Europa. Das universelle Wahlrecht genossen wegen der Besitzqualifikation und Aussonderung der Frauen nur etwa 6 % der Landesbevölkerung (vgl. Johnston 2006: 338). Überdies wurde die zweite Hälfte des Parlaments von den sog. „Virilisten“, den reichsten Latifundisten, Großindustriellen und Bankiers besetzt.

Die Durchsetzung der Idee eines einheitlichen unverbrüchlichen ungarischen Volkes war eine weitere Bremse sozialer Mobilität und Ursache für den Ausschluss der Mehrheit der Bevölkerung von der Teilhabe am Leben als Vollbürger. Das von József Eötvös konzipierte und 1868 verabschiedete Nationalitätengesetz kodifizierte die Idee der einheitlichen politischen ungarischen Staatsnation, die mit Magyaren gleichzusetzen war und degradierte andere in Ungarn lebende Nationen auf ethnische Gruppen, denen das Recht auf politische Existenz aberkannt wurde. Ein magerer Ersatz für Angehörige nichtmagyarischer Völker war die liberale Auffassung des Gesetzes: „jeder Bürger der Heimat ... genießt dieselben Rechte dessen ungeachtet, welcher ethnischen Gruppe er angehört“ (Kontler 2001: 258). Somit wurden die Bürgerrechte über die Nationalitätenrechte erhoben. Den Nichtmagyaren wurden einige sprachliche Zugeständnisse gemacht. So erlaubte das Gesetz den Gebrauch der Muttersprache in der niederen Verwaltung, vor Gerichten, in Volks- und Mittelschulen sowie im kirchlichen Leben. Den Nationalitäten wurde es ermöglicht, eigene wirtschaftliche und kulturelle Vereine sowie Bildungs-

² Der ungarische Adel zeichnete sich durch Endogamie aus, d.h. ihre Angehörigen sollten auch nach der Heirat innerhalb ihres Standes bleiben. Sie unterhielten rege Beziehungen aus materiellen Gründen, aber sie verstanden es auch als ihre moralische Pflicht. Die materiellen Gründe waren mit dem Feudalerbrecht verbunden. Danach konnte auch der entfernteste Verwandte das Feudalgut erben, ansonsten fiel es an den prinzipiellen Erstverleiher, den König, zurück. Wie bereits erwähnt sahen es Adelige auch als ihre moralische Pflicht an, auch weite Verwandte in ihren Bestrebungen zu unterstützen. Sie verhalfen einander zu Würden, Ämtern und sonstigen Vorteilen. (vgl. Kósa 1998: 27ff). Darüber hinaus verfügte der Hochadel noch aus dem Mittelalter über das meiste Bodenkapital, das sich gut in Startkapital für Unternehmen verwandeln ließ.

vereine und Schulen zu gründen, in denen in beliebiger Sprache unterrichtet werden konnte. Das Gesetz enthielt auch die Forderung der staatlichen Unterstützung für den muttersprachlichen Unterricht an Volks- und Mittelschulen und die Einstellung von Nichtmagyaren im staatlichen Dienst (vgl. Kontler 2001: 258). In der Wirklichkeit gab es bei der Bewilligung von nichtmagyarischen Vereinen oft Verzögerungen, hingegen wurden magyarisierende Vereine, v.a. FEMKE³, stark gefördert, Beamte nichtmagyarischer Abstammung wurden in rein magyarische Komitate versetzt, und eine ganze Reihe von Schulgesetzen seit den 70-er Jahren beschneit den muttersprachlichen Unterricht an Schulen. Die Ablehnung der kollektiven kulturellen Interessen von Minderheiten erfolgte mit dem Hinweis auf die Garantien individueller Rechte und allgemeiner Rechtssicherheit.

Die größte Schwäche des Nationalitätengesetzes bestand darin, dass es weder Garantien noch Sanktionen für seine Verletzung enthielt.

Um die Herausforderung der Multiethnizität zu bewältigen und einen modernen zentralistischen Staat aufzubauen, kam es seit der Herrschaftszeit von Ministerpräsident Kálmán Tisza (1875) zu einer immer stärkeren Magyarisierung. Infolgedessen konnten Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts nur assimilierte Angehörige nichtmagyarischer Nationalitäten eine Beamtenlaufbahn antreten und zentrale Stellen in der Wirtschaft besetzen. Die Magyarisierung wurde durch eine ganze Reihe von Gesetzen und Regierungsverordnungen, die den Gebrauch der Staatssprache regulierten, in vielen Lebensbereichen erzwungen. An dieser Stelle kann man folgende aufzählen: Ausbildung (Volks- und Mittelschulgesetz, Verordnung über Lehrerdiplom, Förderung von Schulen durch den Staat), Erziehung (Kinderbetreuung in Anstalten und Heimen), persönliche Identität (Namensänderung, Führung von Matrikeln), Berufswahl und Berufsleben (Anstellung im Staatsdienst, Anstellungsbedingungen für Pfarrer und Diakone), Orientierung in öffentlichen Raum (Straßenverkehrsschilder, Ortsnamen, Hinweistafeln, Geschäfts- und Firmenbezeichnungen), Politik und Verwaltung (Parlament und Behörden) und sogar die letzte Ruhestatt (Grabinschriften) (vgl. Brosz 1994: 24).

Andererseits soll nicht unerwähnt bleiben, dass das deutsche Bürgertum, besonders die „Zipser Sachsen“, assimilationsfreudig waren, um so nach dem Verfall des Handwerks eine neue Existenzgrundlage zu finden und ihre Stellung als Mittelschicht zu erhalten.

Die Umwandlung von Ungarn zu einem modernen Staat mündete auch in eine Bildungsreform, deren erstes Ziel die Verbreitung der Schriftkundigkeit war. Die Mehrheit der Bevölkerung konnte noch Ende des 19. Jahrhunderts weder lesen noch schreiben. Diesen Missstand sollte die Einführung der allgemeinen Schulpflicht durch das Schulgesetz Nr. 38 beseitigen.⁴ Die Schulpflicht bezog sich auf Kinder vom 6. bis zum 12. Lebensjahr, wobei die Mädchen und die Jungen vorerst zusammen in Volksschulen gebildet wurden.⁵ Jede Gemeinde mit mehr als 30 schulpflichtigen Kindern sollte eine Schule einrichten. Diese Anordnung machte die Schulbildung auch für breite Massen armer Bevölkerungsschichten leichter zugänglich. Folglich gelang es, den Analphabetismus bei den Frauen, der 1869 79 % betrug, auf 53,3 % in 1890 und 1910 auf 31,3 % zu reduzieren (vgl. Kontler 2001: 261, Pražák 2010: 231). Schaut man sich den Anteil der eingeschulten Kinder nach einzelnen Nationalitäten an, so waren es die Deutschen, v.a. in Siebenbürgen, die am meisten darauf achteten, dass ihre Kinder zumindest eine Grundausbildung bekamen (vgl. Gottas 1980: 379; Schubert 1976: 286). Ausgebaut wurde aber nicht nur das Volksschulnetz (von 13.788 im Jahr 1869 auf 16.805 1890), rasch wuchs auch die An-

³ FEMKE – Felvidéki Magyar Közművelődési Egyesület, der Oberungarische magyarische Bildungsverein.

⁴ Die Bemühungen eine allgemeine Schulpflicht in der Habsburgermonarchie einzuführen gehen bekanntlich auf Ratio educationis von Maria Theresia (1777) zurück. Allerdings erst das Schulgesetz Nr. 38 v.J. 1868 erzwang die Schulpflicht mit Geld- und Gefängnisstrafen.

⁵ Das ungarische Schulsystem war sonst nicht koedukativ. Eine höhere Bildung erhielten Mädchen und Jungen an unterschiedlichen Schulen mit verschiedenen Curricula.

zahl der Bürgerschulen, die etwa der heutigen Sekundarstufe I entsprachen. Realschulen und Gymnasien wurden hingegen seltener neugegründet (vgl. Pražák 2010: 261-262). Ein weiterer Schritt zur Erhöhung des Bildungsniveaus (und der Kontrolle nicht-magyarischer Nationalitäten) war die Säkularisierung des Schulwesens. Obwohl die meisten Schulen weiterhin von den Kirchen getragen wurden, unterlagen sie auch einer staatlichen Aufsicht (vgl. Schubert 1976: 287). Die Säkularisierung schritt voran und betraf in den 1890-er Jahren weitere Lebensbereiche. Obligatorisch wurden die Zivilehe und staatliche Martikeln.

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierungsmaßnahmen bewirkten den Aufschwung des Vereinswesens. Die Gründung neuer Unternehmen in den Städten führte zu einem erheblichen Zuzug dörflicher Einwohner, deren traditionelle soziale Verbindungen mit der ursprünglichen Sozietät sich nach dem Umzug abschwächten. Der Ortswechsel brachte Gefühle der Unsicherheit, Entwurzelung und Einsamkeit mit sich. Vereine stellten einen Ausweg aus der sozialen Isolation. Diese Tatsache und eine unterentwickelte Sozialpolitik des Staates erklären, warum die meisten Vereine in den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts Selbsthilfevereine waren (vgl. Dudeková 1998: 26).

Für das Bildungsbürgertum bedeutete die Gründung von Vereinen hingegen eine gewisse Fortsetzung der aufklärerischen Tradition von privaten bürgerlichen Begegnungsstätten, wo man gemeinsam musizierte und sich v.a. mit Literatur, Philosophie und Kunst auseinandersetzte. Ihren zweiten Höhepunkt erreichten private Lese-, Bildungs- und Musikkreise in der Zeit des Biedermeier, als man unter politischem Druck ins Private flüchtete. In den folgenden Jahrzehnten wurden einige dieser privaten „Kulturinseln“ institutionalisiert. Eine staatliche Kulturförderung gab es damals kaum, die Vereine waren die Träger des gesamten gesellschaftlichen und kulturellen Lebens in den Städten. Theatervorstellungen, Konzerte, Bälle, literarische Begegnungen, Sportveranstaltungen, Wettbewerbe und Sportplätze, öffentliche Grünanlagen – das alles wurde von Vereinen organisiert und gepflegt. Eine verbesserte Infrastruktur, gepflasterte Straßen, Straßenbeleuchtung, Räumlichkeiten in neuen Gebäuden, die speziell für das Kultur- und Gesellschaftsleben erbaut wurden, wie Kasinos, Theater, Redouten u.Ä. erleichterten die Tätigkeit der Vereine. Lokale und regionale Zeitungen halfen die Tätigkeit der Vereine zu propagieren. Neben der Kultur waren die Vereine auch im sozialen Bereich aktiv. Wohltätigkeitsvereine übernahmen die Armenfürsorge und boten den bürgerlichen Frauen zugleich die Gelegenheit, sich öffentlich standesgemäß zu engagieren. Zu den Formen bürgerlicher Vereine zählten Selbstbildungsvereine, Kulturvereine und Wohltätigkeitsvereine. In Preßburg wirkten in den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts 81 Vereine (vgl. Dudeková 1998: 26), in Leutschau um 1900 mit ungefähr 7.000 Einwohner etwa 40 (vgl. Chalupecký 2005: 95ff).

Wie aus diesem Überblick folgt, nahm Ungarn Ende des 19. Jahrhunderts den steilen Weg einer raschen Modernisierung, die eine Erschütterung der bisherigen Verhältnisse bedeutete. Wie das Deutschtum in den oberungarischen Komitaten auf diese Veränderungen reagierte, wird im nächsten Abschnitt geklärt.

2. Deutsche und deutsche Kultur in Oberungarn

Deutsche Siedler kamen bereits im 12. Jahrhundert in das Gebiet der heutigen Slowakei. Die Übersiedlung in den Osten intensivierte sich nach dem Tatareneinfall 1241 und setzte sich in vier Migrationswellen bis zum 19. Jh. fort (vgl. Ďurkovská 2007).⁶ Um 1900 nahm die deutsche

⁶ In der ersten Migrationswelle, die den Zeitraum von 1242–1500 umfasst, wurden die Zips, die oberungarischen Bergbaustädte (Hauerland) und einige Orte in der Umgebung von Preßburg/Bratislava und Tyrnau/Trnava besiedelt. Mit der Besiedlung durch die deutschen Gäste verfolgten die ungarischen Könige v.a. wirtschaftliche Ziele. Deutsche Fachkräfte sollten zum Wiederaufbau nach dem Tatarenein-

Nationalität mit rund 2 Mio. unter den Völkern Transleithaniens zahlenmäßig den dritten Platz nach Magyaren und Rumänen (vgl. Gottas 1980: 344) ein. In Oberungarn lebten ungefähr 150.000 Nachkommen deutscher Siedler (vgl. Weber 1919 zit. nach Kováč 1991: 14). Im Unterschied zu anderen Völkern Ungarns, die bereits im 19. Jh. einen Nationalisierungsprozess durchmachten, blieben die Deutschen eine heterogene Gruppe ohne gemeinsame soziale Identität. Diesem Zustand lagen mehrere Ursachen zugrunde (vgl. Kováč 1991: 15ff., Mannová 2009: 372ff.):

1. Die deutsche Bevölkerung in Oberungarn bildete keinen einheitlichen zusammenhängenden Sprachraum, sondern siedelte geographisch zerstreut. Deutsche Siedlungsgebiete in Oberungarn befanden sich in den Komitaten Preßburg/Bratislava, Bars/Tekov, Neutra/Nitra und Turz/Turiec (Region Hauerland) und Zips/Spiš. Daneben bildeten Deutsche einen Bestandteil der Stadtbevölkerung in Kaschau/Košice, Eperjes/Prešov, Bartfeld/Bardejov, Sillein/Žilina, Neusohl/Banská Bystrica, Schemnitz/Banská Štiavnica u.a.

2. Die deutschen Siedler kamen aus unterschiedlichen deutschsprachigen Regionen. Linguistisch sind Gruppen aus Österreich, Flamen und Schlesien, dem Rheinland, Ostmitteldeutschland (Thüringen, Hessen, Sachsen), Mittelfranken und vereinzelt auch aus Bayern bewiesen (vgl. Piirainen 1995). Weitere schriftliche Quellen verweisen auf Kolonisten aus dem Elsass, Schwaben und Galizien (vgl. Ďurková 2007). Die Dialekte der einzelnen deutschen Sprachgruppen entwickelten sich auch auf dem Gebiet der Slowakei abgeschottet weiter und wurden sogar zu literarischen Sprachen erhoben. Diese sprachliche und ethnische Vielfalt trug zur Bildung von Sprachinseln bei und erschwerte folglich die Herausbildung eines Zusammengehörigkeitsgefühls.

3. Auch die schwache Kommunikation zwischen den Siedlern der unterschiedlichen Einzugswellen hemmte den Zusammenhalt.

4. Ein weiteres Hindernis war die konfessionelle Spaltung. Während die Zipser überwiegend protestantisch waren, bekannte sich die deutsche Bevölkerung um Preßburg/Bratislava zum Katholizismus.

5. Die religiösen Unterschiede wirkten sich auf die differente politische und kulturelle Orientierung aus. Während Preßburg/Bratislava politisch und kulturell eher zu Wien inklinierte, fühlten sich die protestantischen Zipser eher von Buda/Ofen angezogen. Diese Inkliniation war im kollektiven Gedächtnis der Zipser tief verwurzelt. Eine strenge Rekatholisierung machte nämlich die Zipser Protestanten zu Verbündeten des ungarischen Adels in antihabsburgischen Aufständen. Folglich erlebten die Zipser aber auch eine Niederlage der Aufstände und ihre Be-

fall beitragen und durch innovative Technologien auch weiterhin Blüte von Handwerk und Bergbau sichern.

Die zweite Migrationswelle im 16.–17. Jh. hängt mit der Gegenreformation zusammen. Ein Teil der deutschsprachigen Protestanten entschloss sich damals nach Ungarn zu flüchten, wo hinsichtlich der Religionsausübung liberalere Verhältnisse herrschten. Es kamen v.a. Täufer, die sich in der Umgebung von Preßburg/Bratislava (Sobotischt/Sobotište und Großschützen/Veľké Leváre) sowie auf der Großen Schüttinsel/Žitný ostrov niederließen.

Die dritte Migrationswelle im 18.Jh. ist in ihrem Hintergrund der ersten ähnlich. Auch da geht es um Wiederaufbau – diesmal aber der von Türken verwüsteten Gebiete. Die deutsche Ansiedlung wurde von Joseph II. unterstützt, der sich dadurch den wirtschaftlichen Aufschwung unterentwickelter Regionen versprach. Im Zuge dieser Migrationswelle kamen einige Familien in die Zips, die sich auf Flachsanzbau und Weberei sowie auf Viehzucht spezialisierten. In der heutigen Westslowakei wurden Deutsche in der Gemeinde Diosek/Sládkovičovo angesiedelt.

Die letzte, vierte Welle erfolgte im 19. Jh. einhergehend mit der Industrialisierung. Man rief deutsche Facharbeiter in die neugegründeten Fabriken in Preßburg/Bratislava, Kesmark/Kežmarok, ins Hüttenwerk in Krombach/Kropachy oder in die Gießerei in Podbrezová. Die letzten Gruppen Deutscher kamen 1899 und errichteten die Siedlungen Michalok und Merník unweit von Vronau an der Töpl/Vranov nad Topľou (vgl. Ďurková 2007)

strafung durch die Kaiserlichen. Das deutsch-magyarische Bündnis in der Zips vertiefte sich weiter in der Revolution 1848/49, als die Zipser Nationalgarde an der Seite magyarischer Aufständischer gegen den Wiener Zentralismus kämpfte.

6. Diese unterschiedliche geschichtliche Entwicklung in den Regionen sowie die geografische Streuung und die Zugehörigkeit zu verschiedenen Migrationswellen hatten zur Folge, dass das Deutschtum in Oberungarn nicht über ein gemeinsames kollektives Gedächtnis verfügte.

7. Die Kluft zwischen dem deutschen Bürgertum in den Städten und der deutschen Bauernschaft in den Dörfern verkomplizierte die angestrebte Herausbildung einer nationalen Bewusstwerdung.

Die Deutschen in Oberungarn hoben ihr Deutschtum und die Verbindung zu Deutschland im 19. Jh. also nicht besonders hervor. Vielmehr identifizierten sie sich mit ihrer Heimat und bezeichneten sich selbst gern als „Ungarn deutscher Abstammung“ oder als „Preschburger“, „Zepser“ oder „Hauerländer“ und brachten so ihren Lokalpatriotismus zum Ausdruck.

In dem Selbstbild, das die Ungarndeutschen in den Zeitungen skizzierten, dominieren zwei Merkmale: Kosmopolitismus und Vermittlungsfunktion. Der Kosmopolitismus der Deutschen wurde in den eigenen Reihen ambivalent bewertet. Einerseits wurde der Mut in fremde Länder auszuwandern und sich dort eine neue Heimat aufzubauen gepriesen, andererseits wurden eine zu starke Anpassung an fremde Nachbarn und die damit zusammenhängende Verstümmelung der Sprache v.a. von den aus dem Mutterland kommenden Journalisten wie Erasmus Schwab kritisiert. Die Vermittlungsfunktion bezog sich auf die „zivilisatorische“ Leistung deutscher Gäste – ihre Verdienste in der Städteentwicklung und im Handwerk. Dabei wurde aber stets das friedliche Zusammenleben mit Ungarn betont (vgl. Mannová 2009: 384 ff.).

Das Fremdbild der Deutschen bei der dominanten Nation unterschied sich stark vom Fremdbild anderer Nationalitäten. Aus den oben beschriebenen Gründen haben die Magyaren in ihrer historischen Erfahrung die in Ungarn lebenden Deutschen nie als eine geschlossene Gruppe erfahren. Darüber hinaus hatte die deutsche Bevölkerung eine besondere Beziehung zur Krone, ihrem jahrhundertlangen Beschützer. Aus diesen zwei Gründen kamen Deutsche weniger als andere Nationalitäten für eine oppositionelle Rolle in Frage. Diese Einstellung resultierte in der weitverbreiteten Gewohnheit der Deutschen, den Minderheitsstatus gar nicht zu billigen. Allerdings waren sie von den Magyarisierungsmaßnahmen genauso betroffen wie die anderen Nationalitäten (vgl. Schnödl 1995: 358).

Fokussiert man die sozioökonomischen Daten der Ungarndeutschen, dann hatte die deutsche Bevölkerung den geringsten Anteil an den in der Landwirtschaft Beteiligten. Hingegen entfällt mehr als ein Viertel auf Handwerk und Industrie. In Bergbau und Hüttenwesen, Industrie, Handel, Kreditwesen, bei den Tagelöhnern und beim Militär waren Deutsche prozentual stärker vertreten als an der Gesamtbevölkerung Transleithaniens (9,8 %). Somit steht das Deutschtum nach der Berufsverteilung den Magyaren näher als den anderen Nationalitäten (vgl. Gottas 1980: 365-366). Widmet man die Aufmerksamkeit der Intelligenz, aus der das Gros deutsch-schreibender Frauen stammte, dann bildete sie ca. 7 %. Sie bestand aus folgenden Berufsgruppen (nach Stärke aufgezählt): Beschäftigte in Unterricht und Erziehung, im Kirchendienst, auf dem Gebiet des öffentlichen Gesundheitswesens, in Verwaltung und Justiz, auf dem Gebiet der Literatur und Künste und in verschiedenen Vereinigungen (vgl. Gottas 1980: 372).⁷

Vergleicht man die demografische Entwicklung in der historischen Perspektive, dann stellt man zwischen dem Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts einen Rückgang fest. Der Anteil der Deutschen verminderte sich von 13,6 % 1880 auf 9,8 % 1910 (vgl. Ledvai 2002: 282, Gottas 1980: 365). Die absoluten Zahlen für die einzelnen Sprachinseln in der heutigen Slowakei werden auf 55.000 (50,4 %) für Preßburg/Bratislava, 42.000 (31 %) für das Hauerland

⁷ Alle Angaben beziehen sich auf Gesamtungarn.

und 45.000 (37 %) für die Zips geschätzt (vgl. Kováč 1991: 14, Gottas 1980: 349). Für den Rückgang des deutschen Elements waren mehrere Faktoren verantwortlich:

- niedrige Geburtenrate
- zunehmende Aussiedlung
- Assimilation v.a. durch Magyarisierung

Die Deutschen hatten den geringsten natürlichen Bevölkerungszuwachs unter allen Nationalitäten der ungarischen Reichshälfte. Im Gegensatz zu anderen Völkern beschränkten die deutschen Familien die Kinderzahl und hatten meist nur ein oder zwei Kinder.

Die zwei weiteren Faktoren hängen unmittelbar mit den Modernisierungs- und Zentralisierungstendenzen zusammen. Die Konkurrenz industrieller Waren machte das traditionelle Handwerk unrentabel und verdrängte die bürgerliche deutsche Handwerkschicht aus ihrer führenden Stellung im Wirtschaftsleben. Eine Krise diesbezüglich erlebten v.a. die Zipser Städte. Einen wirtschaftlichen Verfall erlebte auch die deutsche Bauernschaft in der Zips und im Hauerland im Zuge häufiger Missernten zwischen 1879-1897 und infolge des Niedergangs der Tierzucht. Veranlasst durch die prekäre wirtschaftliche Lage wanderten 8.000 Deutsche aus der Zips nach Übersee aus. Häufiger kam es aber zu einer Binnenmigration. 25.000 Zipser Deutsche zogen nach Budapest um (vgl. Hochberger 2003: 473–474). Budapest war wegen seines wirtschaftlichen Aufschwungs um die Jahrhundertwende und als kulturelles und administratives Zentrum ersten Ranges ein begehrtes Ziel, besonders für verarmte Handwerker, Kaufleute wie auch für die Intelligenz aus der Zips. Um gesellschaftlich nicht abzusinken, strebten viele Söhne deutscher Bürgerfamilien die Beamtenlaufbahn an oder ergriffen intellektuelle Berufe. Die Anwesenheit im Zentrum war damals wie heute ein Mittel zum weiteren sozialen Aufstieg dieser Schicht. Der Braindrain war so intensiv, dass im Kulturgedächtnis der Spruch „Der beste Exportartikel aus der Zips ist ein gebildeter Kopf“ erhalten blieb.

Ein weiterer Faktor des Rückgangs des Deutschtums in Ungarn war seine kulturelle Anpassung an die Herrschaftsschicht – Magyarisierung.⁸ Ihre Oszillation zwischen Freiwilligkeit und Zwang beschreibt der österreichische Historiker Friedrich Gottas treffend:

„Die Assimilation der Deutschen zum Magyarentum ist – zumindest anfänglich – ein durchaus freiwilliger Prozess, der auf einen breitgefächerten Komplex sozialer und psychologischer Motivationen zurückzuführen ist. Zweifellos wird dieser natürliche und spontane Vorgang – vor allem seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts – durch Magyarisierungsmaßnahmen des Staates – in erster Linie durch die Schulpolitik – noch beschleunigt und unterstützt“ (Gottas 1980: 353).

Konkretisiert man die psychologischen und sozialen Motivationen, so waren diese mit dem hohen Prestige der magyarischen Sprache und Kultur sowie mit den durch die Assimilation verbesserten Chancen zum sozialen Aufstieg verbunden. Das Magyarische umgab der Nimbus des Modernen, Liberalen und Edlen. Vor allem die Jugend begeisterte sich für die freiheitlichen Ideen der Magyaren, während sie alles, was in Wien seinen Ursprung hatte, für rückständig und reaktionär hielt. Die jungen Städter bevorzugten die magyarische Mode, kopierten das magyarische Wesen und legten sich magyarische Vornamen zu, lange bevor der Staat die Magyarisierung der Zunamen anordnete. Die Deutschen in Oberungarn wurden dadurch trilingual und verfügten über eine hybride kulturelle Identität. Der zeitgenössische deutsche Journalist Erasmus Schwab bringt es folgenderweise auf den Punkt:

⁸ Die deutschen Gäste (hospites) in der Zips bemühten sich zwar stets um ein friedliches Zusammenleben mit den anderen Ethnien. Jedoch schwankte ihre Akkulturationsstrategie im Mittelalter noch zwischen Separation (Bemühung um Sonderstellung) und Integration (vgl. Kováčová 2010: 143–146).

„(...) in oberungarischen Städten leben viele Menschen, die weder eigene Muttersprache noch Nationalität angeben können. Man kann sie für Slowaken erklären, die deutsche Namen haben, gern aber Magyaren wären“ (Schwab 1865: 359 zit. nach Mannová 2009: 385).

Die Magyarisierung war in manchen Fällen ein geschickter Schachzug, um aus dem Defizit der ungarischen Gesellschaft in punkto Mittelschichten, Unternehmertum, Bürgergesinnung Nutzen zu ziehen, häufig aber auch eine nur notwendige Anpassung an Existenznotwendigkeiten, die der damaligen Logik des Lebens entsprach. Wer einen gesellschaftlichen Aufstieg anstrebte, sich aus den bäuerlichen Verhältnissen zu lösen versuchte, wer sich in der nichtdeutschen Umgebung der größeren Städte als Industriearbeiter, Beamter, Gewerbetreibender, Kulturschaffender durchsetzen wollte, war „einem anonymen, einem strukturellen Zwang zur Anpassung, zur Magyarisierung“ (Schnödl 1995: 367) ausgesetzt.

Im letzten Viertel des 19. Jhs. wurden immer öfter staatliche Magyarisierungsmaßnahmen erlassen. Es handelte sich um die bereits erwähnte Magyarisierung von Eigennamen in staatlichen Matrikeln, Gründung magyarischer Bildungs- und Kulturvereine (FEMKE, Eötvös Kör u.a.) sowie um Gesetze und Verordnungen, v.a. Schulgesetze, die die sprachkulturellen Rechte der Nationalitäten beschränkten, teilweise sogar schwer verletzten. Die damalige Schulpolitik interpretiert Schnödl als „Ausdruck des Kampfes um die junge Generation unter Minderheiten“, dessen Ziel ihre „sprachlich-nationale Umpolung“ war (vgl. Schnödl 1995: 376). So wurde 1879 die ungarische Sprache als ein obligatorisches Lehrfach an Volksschulen eingeführt. Nicht-magyarische konfessionelle Schulen sahen in diesem Schritt eine Einschränkung ihrer Nationalrechte und Autonomie. Das Mittelschulgesetz von 1883 verlangte erweiterten Unterricht des Ungarischen an Gymnasien und Realschulen. Darüber hinaus mussten die Lehramtskandidaten ihre Abschlussprüfungen auf Ungarisch ablegen. Eine solche Gesetzgebung hatte einen Zuwachs von Schulen mit ungarischer Unterrichtssprache und den Abbau des nicht-ungarischen Schulwesens zur Folge, wie es Statistiken belegen. Während 1869 42,2 % der Volksschulen Ungarisch als Unterrichtssprache verwendeten, waren es 1890 53,5 %. Hingegen sank der Anteil der Schulen, in denen in einer nicht-magyarischen Sprache unterrichtet wurde von 47,3 % (1869) auf 29,4 %. Einen Unterricht in mehreren Sprachen wiesen 1890 10,5 % der Schulen auf, 1890 waren es 17 % (vgl. Pražák 2010: 237). Den Höhepunkt erreichte die Magyarisierung des Schulwesens in Lex Apponyi (benannt nach dem damaligen Schulminister Albert Apponyi) 1907. Das Gesetz schrieb vor, die Schülerschaft in den von Magyaren nicht besiedelten Regionen solle nach der Beendigung der vierten Klasse die ungarische Sprache in Wort und Schrift beherrschen. Der Unterricht des Ungarischen musste folglich auf Kosten anderer Fächer erweitert werden, bzw. wurden diese ab der 2. Klasse auf Ungarisch unterrichtet (Rechnen, Geschichte, Erdkunde, Bürgerkunde, Gesang vgl. Brosz 1992: 24). Dieser Vorgang hatte eine negative Auswirkung auf die Allgemeinbildung der SchülerInnen in nicht-magyarischen Regionen. Deutsch auch an deutschen konfessionellen Schulen konnte aufgrund dieses Gesetzes nur noch eine Stunde pro Woche als Fremdsprache unterrichtet werden.

Die Verstöße gegen die kulturellen und sprachlichen Rechte der deutschen Bevölkerung in Ungarn waren Anlass für eine Serie in Deutschland veröffentlichter kritischer Presseartikel. Die offizielle Politik des deutschen Kaiserreiches mischte sich zwar nicht ein⁹, aber an die Seite der Deutschen in Ungarn stellten sich etliche Vereine, v.a. der Deutsche Schulverein und der Alldeutsche Verband. 80 Persönlichkeiten der deutschen Kultur und Wissenschaft unterzeichneten einen offenen Brief gegen die Magyarisierung von Familien- und Ortsnamen. Der deutsche Schulverein unternahm eine Studienreise in die Zips, die jedoch bei den Einheimischen kaum

⁹ Bismarck und seine Nachfolger betrachteten einen starken zentralisierten ungarischen Staat als wichtigste Stütze des Zweistaatenbundes und unterstützten daher den ungarischen Zentralismus auch unter Hinnahme der nationalen Unterdrückung und Entnationalisierung der Deutschen in Ungarn (vgl. Kováč 1991: 222).

positiven Widerhall fand. Die ungarische Presse verurteilte diese Unternehmung als „pan-germanische Agitation“, in Zipser Gemeinden fanden von der Regierung inszenierte Proteste gegen die Behauptungen der deutschen Presse statt und im ungarischen Parlament protestierte der assimilierte Zipserdeutsche Otto Herman gegen die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Ungarns (vgl. Chalupecký 1975: 105, Kováč: 1991: 21ff.).

Die Magyarisierung insbesondere in der Zips erreichte also erhebliche Erfolge, sodass der Heimatkundler Ernst Hochberger sie als „ein[en] nicht mehr auszugleichende[n] Aderlass“ bezeichnet (Hochberger 2003: 473). Die Zips blieb jedoch weiterhin multikulturell, nur die Einflussnahme des Deutschtums sank, während die der Magyaren und magyarisierten Bevölkerungsschichten wuchs. Daneben erlebte das slowakische Element eine rasche demografische Zunahme, blieb jedoch am stärksten in der Unterschicht und dem Kleinbürgertum vertreten (1880 D:48.169, SK: 96.274, HU: 3.526, 1910 D: 36.890, SK: 97.077, HU: 18.658; vgl. Brosz 1992: 26).

Infolge der Magyarisierungswelle sowie unter dem Einfluss anderer Nationsbildungsprozesse bei Nicht-Magyaren gab es auch bei den Ungarndeutschen Versuche der Selbstbesinnung. Das Ziel der Bestrebungen war, die in unterschiedlichen Gebieten Ungarns lebenden Deutschen zu vereinen und so ihre Interessen effektiver politisch durchzusetzen. Die Trägerfigur in Oberungarn war der Publizist und Politiker Edmund Steinacker. Er bemühte sich im Wahlkreis Georgenberger/Spišská Sobota zu kandidieren, wurde jedoch von den magyarisierten Zipserdeutschen nicht genügend unterstützt, sodass schließlich ein gemeinsamer Kandidat von Ungarn und Deutschen das Mandat bekam. Steinacker wurde dann Abgeordneter für Siebenbürgen und gehörte 1875 - 1888 dem ungarischen Reichstag an. Bis zu seiner Zwangspensionierung kämpfte er für den Zusammenschluss des deutschen Bürgertums und die Beschleunigung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierung in Transleithanien. 1906 beteiligte er sich an der Gründung der Ungarländischen Deutschen Volkspartei. Ab 1907 wurde Steinacker Konfident (Vertrauter) im Beraterkreis des Thronfolgers Franz Ferdinand und beteiligte sich an Überlegungen zu einer antidualistischen Reichsreform (vgl. Brosz 1992: 27-28, Gottas 1980) Seine Politik fand allerdings keine breite Unterstützung in den oberungarischen deutschsprachigen Regionen.

3. Bürgerliche Frauen, ihre Stellung, Erziehung und Bildung

Auf die Stellung der Frau im letzten Viertel des 19. Jhs. in Ungarn wirkten noch mittelalterliche Vorstellungen über eine „natürliche“, „gottgegebene“ Unterlegenheit der Frauen gegenüber den Männern. Insbesondere konservative Kreise bedienten sich weiterhin dieser Argumentation, die sie nun – in der Zeit der Moderne – als medizinisch und biologisch belegt, ansahen.¹⁰ Das konventionelle Frauenbild war nach wie vor von Eigenschaften wie überwiegender Emotionalität, Absenz rationalen Denkens, Hang zur Schwäche und Unstabilität sowie psychischer Labilität (vgl. Dudeková 2011: 94ff.) geprägt. Das Bild des Mannes wurde als Gegenpol zum Frauenbild entworfen. Die stereotype Attribuierung von Geschlechtern wurde auch in die soziale Sphäre übertragen und mündete in die Theorie geteilter Wirkungsbereiche. Den Männern war die Wirkung in der Öffentlichkeit vorbehalten, den Frauen die Rolle der Hausfrau zugewiesen. Der Mann war Familienernährer und Vollbürger, die Frau Hüterin des Familienherdes, deren Reich sich zu Hause erstreckte. Man ist davon ausgegangen, dass die Frau körperlich wie geistig für die Mutterschaft geschaffen ist. Ihrer biologischen Prädestinierung hatte auch ihre soziale Rolle

¹⁰ Zu den schrägsten Auswüchsen eines mit biologischen Termini arbeitenden Antifeminismus in der Donaumonarchie gehörte Otto Weininger mit seinem Werk *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* (Näheres s. Johnston 2006: 169 ff.).

zu entsprechen. Die mütterliche Fürsorge war ihre natürliche Hauptaufgabe in der Familie. In adeligen und gutbürgerlichen Kreisen war daneben auch gesellschaftliches Engagement im Sinne einer „erweiterten Mutterschaft“ angesagt. Die erweiterte Mutterschaft bezog sich einerseits auf die öffentliche Fürsorge für Schwächere, Kranke und Arme, also jegliche Wohltätigkeit, andererseits auf die Religiosität, aufgefasst als transzendente Fürsorge für das Wohl der Nächsten in diesseitigen und jenseitigen Angelegenheiten (vgl. Mannová 2011: 177ff.).

Gesellschaftliche Veränderungen im letzten Viertel des 19. Jhs. führten jedoch zur Umwertung der traditionellen Rolle der Frau und riefen einen Diskurs über höhere Mädchenbildung hervor. Kodajová (2011) nennt folgende Gründe:

- Aufhebung der Standesgesellschaft;
- legislative Veränderungen: z.B. Einschränkung der Befugnisse von Vätern und Ehegatten gegenüber Töchtern bzw. Gattinnen, Aufhebung der Unterhaltspflicht für Eltern gegenüber volljährigen Kindern, was das Nachgehen einer bezahlten Arbeit der Frauen förderte;
- Durch die demografische Entwicklung kam es zu einer Überzahl an Frauen, sodass man nicht mehr auf die Versorgung aller Mädchen durch Heirat hoffen konnte. Unverheiratete „überflüssige“ Frauen wurden somit zu einem sozialen Problem, dessen Lösung man durch strukturelle Unterstützung der Mädchenbildung und Frauenbeschäftigung beabsichtigte;
- Professionalisierung der Arbeit, die die Forderung einer fachlichen Qualifikation zur Berufsausübung mit sich brachte.

Um 1900 konnten die Mädchen nach der Volksschule eine breite Palette weiterbildender monoedukativer, d.h. geschlechtsspezifischer Schulen besuchen. In Abbildung 1 werden die Bildungsmöglichkeiten für Mädchen im ungarischen Schulsystem übersichtlich dargestellt.

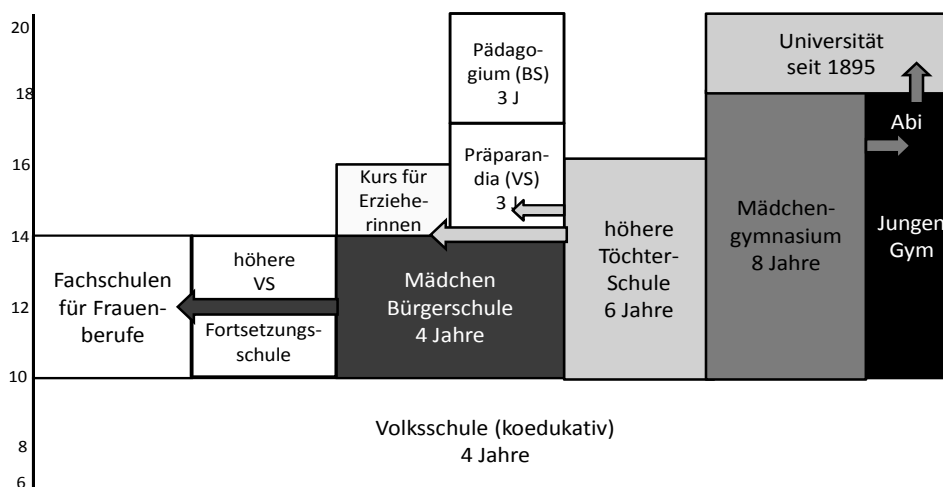


Abb. 1: Bildungsmöglichkeiten für Mädchen in Ungarn

Die heutigen Sekundarstufen I und II waren in der Mädchenbildung durch höhere Volksschulen für Mädchen, Mädchenbürgerschulen, höhere staatliche Töchterschulen, Mädchengymnasien, Fachschulen für Frauenberufe, Handelsschulen, polytechnische Schulen, Kurse für Erzieherinnen, Präparandien (Anstalten für die Ausbildung von Volksschullehrerinnen) und eine Kunst-

schule abgedeckt. Die meisten Schultypen hatten ihre Pendanten in der Schulbildung für Jungen. Allerdings reduzierte man an Mädchenschulen die Curricula für Naturwissenschaften, orientierte den Sprachunterricht praktischer (statt klassischer Sprachen wurde Französisch – als Sprache der gehobenen gesellschaftlichen Konversation – gelehrt) und führte besondere „Frauenfächer“ ein (Handarbeit, Hausarbeiten, Haushaltsführung usw.). Seit 1895 wurden junge Frauen in Ungarn auch zum Studium an der Philosophischen und Medizinischen Fakultät (Kinder- und Frauenmedizin) zugelassen. Allmählich erhielten Frauen Zugang auch zu weiteren Fakultäten.¹¹ Zwischen der Sekundarstufe II und dem Universitätsstudium sind die Pädagogien, Vorläufer heutiger Pädagogischer Fakultäten einzuordnen. Ausgebildet wurden dort künftige Lehrer für höhere Volks-, Bürger- und Töchterschulen (vgl. Dudeková 2011: 102, Kodajová 2011: 153-158, Schubert 1976: 284-292).

Wie sah der Lebensweg eines deutschen bürgerlichen Mädchens mit literarischen Ambitionen Ende des 19. Jahrhunderts aus? Die bisherige Forschung in den Leutschauer Archiven hat zur Beantwortung dieser Frage keine Primärquellen in Form von Tagebüchern oder Korrespondenz erbracht, gefunden wurden hingegen Fonds zu Bildungsinstitutionen. Eine Rekonstruktion ist nur anhand des Archivmaterials aus Schulen und zusätzlicher Sekundärliteratur zur Sozial- und Frauengeschichte im 19. Jahrhundert (vgl. Abramsová 2005, Bude 2009), anhand der Forschung über schreibende Frauen (vgl. Hacker 2007) sowie anhand von Biographien der einzelnen Autorinnen (vgl. Glosíková 1995, Meyer 2001, Rudolf – Ulreich 1988) möglich. Entsprechend den spärlichen Quellen sind folgende Ausführungen verallgemeinernd. Für individuelle Schicksale literarisch tätiger Frauen haben sie nur den hypothetischen Charakter eines Modells.

In bürgerlichen Kreisen, aus denen die deutschschreibenden Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei fast ausnahmslos stammten, erfuhren die Bürgertöchter schnell, dass ihr Bestimmungsort die Familie wird. Anders als Knaben durften Mädchen den schützenden Familienraum nur selten verlassen. Durch Mutters Vorbild wurden sie mit ihrer „Berufung“ als Mutter, Haushälterin und Gastgeberin schon früh bekannt gemacht. Unterstützt wurde dieses Erziehungsziel durch Spielzeug wie Puppen, Puppenstuben und Küchenutensilien en miniature (vgl. Bude 2009: 33ff.).

Mit sechs Jahren wurden die Mädchen eingeschult. Das Bild einer evangelischen deutschen Schule in der Zips blieb uns von Marína Ormisová erhalten, die das Schuljahr 1873/74 in Matzdorf/Spišské Matejovce verbrachte.¹² Unterrichtet wurden dort 80 Schüler in vier Klassen. Den Lehrkörper bildeten zwei Pädagogen. Die Ausstattung der Klassenräume bestand aus einer Tafel, einem Lehrerpult, einem Bücherregal und einem Harmonium. Ein Lehrbuch gab es nur für das Fach Deutsch. Die Schüler führten fünf Hefte für die Fächer deutsche Grammatik, Rechnen, Erdkunde, Naturkunde und Kirchengeschichte, außerdem hatten sie ein Liederheft. Jede Woche gab es jeweils zwei Stunden Klavierspiel, Gesang und Zeichnen (vgl. Ormis 1979: 96-98). Die Volksschule dauerte sechs Jahre, aber bereits nach dem vierten Schuljahr war ein Wechsel an eine Mädchenbürgerschule oder an eine höhere staatliche Töchterschule möglich.

Über die weitere Schullaufbahn der Autorinnen ist uns außer im Falle von Elsa Graulich, die eine höhere Töchterschule in Preßburg/Bratislava besuchte, wenig bekannt. Vier der untersuchten Verfasserinnen, Margarethe Ehlers, Inez Kinzler, Emma Seltenreich und Karoline Schmid-Fasser wurden Lehrerinnen oder Erzieherinnen. Von anderen fehlen uns Angaben über ihre berufliche Tätigkeit. Deswegen wird im folgenden Absatz der Schulweg zum Beruf der Lehrerin oder Erzieherin verfolgt. Dieser führte entweder durch eine vierjährige Mädchen-

¹¹ 1907 studierten an der Juristischen Fakultät in Budapest bereits 200 Frauen (vgl. Dudeková 2011: 102).

¹² In der zweiten Hälfte des 19. Jhs. pflegte man, Kinder zu Sprachlernaufenthalten in andere Komitate zu schicken, um sie mehrsprachig zu machen, was im Ungarischen Königreich für Adelige und das (Bildungs-)Bürgertum lebensnotwendig war. Aus diesem Grund verbrachte Marína Ormisová, ein Schuljahr in der deutschsprachigen Umgebung in der Zips.

bürgerschule (Bürgerschulen für Jungen dauerten im Gegensatz dazu sechs Jahre) oder durch eine höhere Töchterschule. Während sich eine Mädchenbürgerschule nach der Anordnung von 1874 in jeder größeren Stadt befinden sollte, gab es höhere Töchterschulen nur in fünf Städten in Oberungarn: in Trentschin/Trenčín 1877, Leutschau/Levoča 1879 (?)¹³, Neusohl/ Banská Bystrica 1883, Preßburg/ Bratislava 1883 und Kaschau/Košice 1892.¹⁴ In der Umgebung von vier dieser Städte sind die untersuchten Autorinnen aufgewachsen, was die Wahrscheinlichkeit des Besuchs einer solchen Schule erhöht.

Am Modell der Leutschauer Schule wird anhand des Archivmaterials der Charakter dieser Schulen beschrieben. Eine Mädchenschule wurde von der Stadt und der Evangelischen Kirche bereits 1874 betrieben. Diese Schule mit der Unterrichtssprache Deutsch war die Vorläuferin der späteren *Leutschauer ungarischen königlichen staatlichen höheren Töchterschule*, wie der volle Titel der Schule hieß. Das Ziel beider Schulen war die Erziehung idealer kultivierter Gemahlinnen für studierte Beamte und die gut situierte Bourgeoise.

Die Akzente der Bildung waren diesem Ziel angepasst. Die Curricula umfassten im Grunde vier Gebiete: Sprachen, Kunsterziehung, Naturwissenschaften und Fächer, die „weibliche“ Kenntnisse vermitteln sollten. In den naturwissenschaftlichen Fächern Erdkunde, Naturkunde, Physik, Chemie, Mathematik und Geometrie erhielten die Mädchen eher nur Grundkenntnisse.

Im Vergleich dazu war der Sprachunterricht besser – sogar besser als an heutigen Mittelschulen – ausgebaut. Die jungen Fräulein konnten vier Sprachen lernen - Ungarisch, Deutsch, Französisch und fakultativ Englisch. Der umfangreiche Fremdsprachenunterricht eröffnete den Frauen, die das literarische Feld betreten wollten, die Möglichkeit, als Übersetzerin einzusteigen oder ihre literarische Tätigkeit in diesem Bereich zu erweitern. Diese Chance nutzte Bertha Katscher, die u.a. aus dem Englischen und Ungarischen übersetzte und sowohl ungarisch wie deutsch publizierte. Zweisprachig – deutsch wie ungarisch – schrieb auch die Leutschauerin Emma Seltenreich.

Viel Aufmerksamkeit wurde dem künstlerischen Bereich gewidmet. In den Curricula figurierten Fächer wie Zeichnen, Gesang und Schönschrift. Zusätzlich wurden im Schuljahr 1915/16 noch Kurse in Malerei und Kunstgewerbe angeboten und im Internat gab es Klavierunterricht. An Töchterschulen pflegte man überdies eine elegante Körperhaltung, Geschmacksbildung, Selbstbeherrschung, Keuschheit und Übungen in weiteren Tugenden. Schließlich sollten die Absolventinnen durch ihr geschliffenes Auftreten jede Gesellschaft schmücken, Zierde des Elternhauses und nachher des Gemahls sein.

Auf die Rolle der Mutter und Ehefrau sollten auch die Schulfächer Frauenhandarbeiten, Haushaltsführung und Pädagogik vorbereiten. Darüber hinaus machte die Einführung in Pädagogik auf Berufschancen als Erzieherin und Lehrerin aufmerksam. Die Curricula an höheren Töchterschulen ergänzten noch Religion, Geschichte und Sport.

Die Dauer der Ausbildung an einer höheren Töchterschule betrug anfangs sechs Jahre (in Leutschau wurde die sechste Klasse im Schuljahr 1885/86 eröffnet) in den 90-er Jahren sollten höhere Töchterschulen um zwei Jahre erweitert werden und eine achtjährige Ausbildung anbieten (Eine solche Reform ist im Leutschauer Archivmaterial aber nicht belegt). Die Klassenstärke schwankte nach Klassenbüchern vom Schuljahr 1900/1901 zwischen 15 und 25 Schülerinnen. Gut besucht waren die ersten vier Klassen, in den oberen zwei Klassen reduzierte sich die Zahl der Lernenden fast um die Hälfte.

¹³ Kodajová (2006) gibt als Gründungsjahr 1879, Materialien im Fond des Archivs des Zipser Komitats belegen das erste Schuljahr seit 1881.

¹⁴ Außerdem gab es 13 private Schulen für Mädchen, die in oberungarischen Komitaten tätig waren. Acht davon hatten ihren Sitz in Preßburg/Bratislava, zwei in Tyrnau/Trnava, eine in Sohl/Zvolen und zwei in Kaschau/Košice. (vgl. Kodajová 2006: 292)



Abb. 2: Ein Klassenfoto aus der Leutschauer ungarischen königlichen staatlichen, höheren Töchterschule 1906.

Die Schülerschaft setzte sich aus Familien von Beamten, Gutsbesitzern und Handwerkern zusammen. 1881-85 lernten an der Leutschauer Schule 169 Töchter von Gutsbesitzern, 628 Mädchen aus Beamtenfamilien, 331 Töchter von Handwerkern und 8 Mädchen kamen aus Familien von Bediensteten. Alle Schülerinnen hatten die ungarische Nationalität angegeben. Das Einzugsgebiet der Schule waren Zipser Städtchen und Dörfer (Leutschau/Levoča, Kesmark/Kežmarok, Zipser Neudorf/Spišská Nová Ves, Zipser Bela/Spišská Belá, Kirchrudrauf/Spišské Podhradie, Göllnitz/Gelnica, Deutschendorf/Poprad u.a.) vereinzelt auch die Komitate Scharosch/Šariš, Liptau/Liptov, Gömör/Gemer und Budapest.¹⁵ Schülerinnen aus entfernten Orten konnten in einem Internat wohnen. Es war eine Eigeneinrichtung der Schule, die durch den Staat finanziell nicht unterstützt wurde. Interessant an der Hausordnung des Leutschauer Internats war, dass dort neben Ungarisch und Deutsch auch Französisch und Englisch als Kommunikationssprachen erlaubt waren (ŠA Levoča/Staatsarchiv Leutschau, SŽ/Archiv von Zipser Komitat, Štátna vyššia dievčenská škola v Levoči /Staatliche höhere Töchterschule in Leutschau, Inventarnr. 46-49, Triedne katalógy 1900-1901, vgl. Suchá 1970).

Der nächste Schritt zur Laufbahn der Erzieherin führte durch einen zweijährigen Kurs, den die Anwärterinnen nach der Bürgerschule oder nach der vierten Klasse der höheren Töchterschule absolvieren konnten. Absolventinnen konnten als Kindergärtnerinnen lebenslang eingestellt werden. Bedingung war die Beherrschung der Staatsprache, das Gehalt betrug 1100-2200 Kronen jährlich (Schubert 1976: 282-285).

Mädchen, die den Beruf Volksschullehrerin wählten, schrieben sich in sog. Präparandien ein. Eine solche Anstalt existierte seit 1819 in der Zipser Kapitel – zuerst natürlich nur für männ-

¹⁵ Unter Geburtsorten findet man aber auch Žabokreky nad Nitrou, Lizenz/Lučenec, Gásc/Halič, Fünfkirchen/Pécs, Mischkolz/Miskolc, Ózd, Kronstadt/Braşov, Marmarosch/Maramureş, Nyírbátor, Debrecin/Debrecen u.a. Als Wohnort wird aber dann Leutschau/Levoča angeführt. Es handelte sich wohl um Töchter höherer Beamten im Staatsdienst, die während ihrer Karriere in verschiedenen Komitaten eingesetzt wurden. Oft wurde bei solchen Mädchen auch jüdische Religionszugehörigkeit vermerkt, was auf eine relativ hohe Mobilität jüdischer Familien hinweist (ŠA, SŽ, Štátna vyššia dievčenská škola v Levoči, Inventarnr. 46-49, Triedne katalógy 1900-1901)

liche Lehramtskandidaten. 1852-1879 waren die Unterrichtssprachen Deutsch¹⁶ und Slowakisch, seit 1879 setzte man Ungarisch durch. Ebenso wie auf der Sekundarstufe I war der Unterricht geschlechtsspezifisch. Der Unterricht für Schülerinnen bestand aus einer eher praktisch ausgerichteten Naturkunde, „weiblichen“ Fächern wie Haushaltsführung, Hausarbeiten und Frauenarbeiten und Gesang (Orgelspiel stand auf dem Lernplan nur für männliche Lehramtskandidaten). Geschlechtsunspezifische Fächer waren: Religion, Ethik, Pädagogik, Didaktik, Methodik, Erdkunde, Geschichte, Muttersprache, Ungarisch, Deutsch, Schönschrift, Wirtschaftswissenschaften mit Übungen, Verfassung, Arithmetik, Geometrie, Zeichnen und Sportdidaktik. Eine Selbstverständlichkeit stellte auch ein Praktikum an einer Trainingsschule dar. Das Studium am Präparandium dauerte drei Jahre (vgl. Schubert 1976:290-292).

Nach diesen höchstens elf Jahren endete wohl die Schulbildung der meisten untersuchten Autorinnen (Elsa Grailich studierte allerdings – wenn auch im fortgeschrittenen Alter – Anglistik und Germanistik an der Comenius-Universität in Bratislava und erreichte mit 72 Jahren das Diplom). Die Mädchen kehrten dann ins Elternhaus zurück und verbrachten ihre Zeit mit dem Warten auf ihre Heirat. In dieser Zeit wurden sie bei gesellschaftlichen Anlässen „vorgeführt“, um ihre Beschlagenheit zu zeigen und die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu ziehen. Außerdem vertieften sie ihre praktischen Fertigkeiten in Haushaltsführung und Kochen. Die Jahre als „Wartemädchen“ galten als monoton (vgl. Bude 2009: 33ff.). Hacker stellte fest, dass die ersten Schreibversuche von deutschen Autorinnen gerade in diese Zeit fallen, da die jungen Frauen versuchten, die Leere in ihrem Leben durch literarische, aber auch andere künstlerische Betätigungen zu füllen (vgl. Hacker 2007: 61). Diese Versuche fanden wohl nur im privaten Rahmen statt. Der Weg zu selbstständigen Veröffentlichungen „künstlerischer Prosa“ führte durch Abdrucke kürzerer Arbeiten in der Presse. So schrieb Bertha Katscher anfänglich Skizzen und Berichte über Leben und Kultur fremder Völker (sie verbrachte ihre Kindheit in der Herzegowina und in der Türkei und war auch später mit ihrem Ehemann viel unterwegs), Kritiken, Rezensionen und Feuilletons; Emma Seltenreich verfasste Berichte über das Geschehen in ihrer Heimatregion Zips; Elsa Grailich, engagierte Sozialdemokratin, setzte politische Artikel auf, Margarethe Ehlers fing mit einem didaktischen Theaterstück bei der Karpathen-Post an. Die ersten selbstständigen Publikationen veröffentlichten oberungarische Verfasserinnen frühestens mit 27 Jahren - Bertha Katscher. Emma Seltenreich gab ihren Erstling mit 37 und Therese Schrörer sogar erst mit 62 heraus (vgl. Glosíková 1995, Rudolf – Ulreich 1988)

Bei sechs der acht Autorinnen, die um 1900 in Oberungarn auf Deutsch schrieben, lassen sich biographische Vermerke finden, die suggerieren, dass sie standesgemäß geheiratet haben (Margarethe Ehlers (geb. Faix), Cäcilie Jacobs Szamovolsky-Mohr, Bertha Katscher (geb. Katscher), Inez Kinzler (geb. Scholz), Therese Schrörer (geb. Langwieser) und Karolina Schmid Fasser). Die zwei Ausnahmen, zu denen die Angaben fehlen, stellen Elsa Grailich und Emma Seltenreich dar. Da sie aber ihre Mädchennamen bis zum Tode behielten, ist anzunehmen, dass sie ledig blieben (vgl. Rudolf – Ulreich 1988). Die weiteren Schicksale dieser deutschschreibenden Frauen bekamen immer mehr individuelle Züge, die in einer gemeinsamen Skizze zu kurz kämen. Deswegen werden ihnen in der weiteren Forschungsarbeit Einzelstudien gewidmet.

¹⁶ Kurz vor dem Zerfall Österreich-Ungarns gab es insgesamt 15 staatliche und kirchliche Präparandien auf dem Gebiet der heutigen Slowakei. Allerdings ist Deutsch als Unterrichtssprache – auch wenn nur in einem kurzen Zeitraum – allein am erwähnten Zipser Präparandium belegt (Schubert 1976: 291).

4. Zusammenfassung und Ausblick

In der vorgelegten Studie wurde versucht, die grundlegenden Determinanten des literarischen Schaffens und der journalistischen Produktion deutschschreibender Frauen in Oberungarn um 1900 zu erläutern. Dies umfasste die Beschreibung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Ungarn im letzten Drittel des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Entwicklung in Ungarn, damals schon Transleithanien, war durch zwei Bestrebungen gekennzeichnet: durch Modernisierung und Zentralisierung. Die östliche Hälfte der Donaumonarchie transformierte sich von einem agrarischen zu einem agrarisch-industriellen Staat, von einer feudalen zu einer bürgerlichen Gesellschaft. Die Zentralisierungstendenzen zeigten sich in der Wirtschaftspolitik ebenso wie in der Nationalitätenpolitik. Das Hauptmerkmal der letzteren war eine zunehmende Magyarisierung.

Des Weiteren wurden die semantischen Teile des Syntagmas „deutschschreibende Frauen“ – „deutschschreibend“ und „Frauen“ besprochen. Die Geschichtsforschung wies nach, dass Deutschschreibende eine ethnisch bunte Mischung darstellten, zu der nicht nur autochthone Ungarn-Deutsche, sondern auch Juden gehörten. Darüber hinaus war ein Großteil deutscher Muttersprachler in Oberungarn mehrsprachig und verfügte über eine multiple kulturelle Identität. Das Deutschtum in Oberungarn war im 19. Jh. bekannt durch seine patriotische Gesinnung und regionale Verbundenheit. Diese äußerte sich in der Mehrsprachigkeit der Veröffentlichungen einiger Autorinnen (Katscher, Seltenreich) wie auch in der Oszillation zwischen regionalen und universellen Aspekten im Sprachgebrauch – Mundart (Margarethe Ehlers) vs. Hochsprache – sowie in der Themenwahl.

Das Ideal der Weiblichkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts prägte weiterhin die Betonung der Mutterrolle der Frau. Die Frau sollte zum Wohl der Nächsten opferbereit sein und eigene Wünsche zurückstellen. Güte, Liebenswürdigkeit, Gefühl, aber auch Passivität und Irrationalität waren weitere stereotype Frauenattribute. Dies projizierte man auch in die Erziehung und Bildung, in denen der schöngeistige Bereich dominierte. Entschieden sich die bürgerlichen Töchter für eine Erwerbstätigkeit, so galten der Beruf der Lehrerin oder Erzieherin (erweiterte Mutterchaft) oder eventuell eine künstlerische Laufbahn als angemessen. Vier der acht untersuchten Autorinnen (Ehlers, Kinzler, Seltenreich, Schmid-Fasser) widmeten sich einer pädagogischen Tätigkeit. Ob die anderen Frauen von ihrer literarischen oder journalistischen Arbeit leben konnten, oder ob sie einen anderen Beruf ergriffen bzw. vom Ehemann versorgt wurden, ist in diesem Forschungsstadium schwer einzuschätzen.

Im Allgemeinen weiß man sehr wenig über die Hintergründe ihrer literarischen Produktion und Publizistik. Was war ihre Motivation zum Schreiben? Woher haben sie die Anregungen genommen? Wie waren sie im Milieu des Bildungsbürgertums integriert? Welche Möglichkeiten bot das literarische Feld in Oberungarn den Frauen (Zugang zur Literatur und Presse, Engagement in Lesekreisen, Möglichkeiten zur Veröffentlichung)? Welche Strategien haben die Autorinnen genutzt, um ihre Texte in Zeitungen und auf dem literarischen Feld durchzusetzen? Für welchen Leserkreis haben sie genau geschrieben? Wie wurden ihre Werke rezipiert? Das sind alles Fragen, mit deren Beantwortung sich die weiteren Untersuchungen befassen müssen.

Literaturverzeichnis

- Brosz, Paul (1992): Das letzte Jahrhundert der Karpatendeutschen in der Slowakei. Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.
- Bude, Gunilla (2009): Blütezeit des Bürgertums. Bürgerlichkeit im 19. Jh. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Chalupecký, Ivan (2005): Levočské spolky do roku 1918. In: Novotná Mária (Hg.): Pohľady do minulosti: Zborník prednášok z histórie, 95–107. Levoča: Slovenské národné múzeum – Spišské múzeum v Levoči.
- Dudeková, Gabriela (1998): Dobrovoľné združovanie na Slovensku v minulosti. Bratislava: SPACE - Centrum pre analýzu sociálnej politiky.
- (2011) Diskurz o poslaní vzdelaných žien pred a po roku 1918. In: Dudeková, Gabriela et al. (Hg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z rodových vzťahov na Slovensku. Bratislava: Veda, 94–116.
- Ďurková Mária (2007) História nemeckého osídlenia na území Slovenska 1 do začiatku 19. storočia. In: Človek a Spoločnosť (online-Zeitschrift) Vol. 10/2.
- Glosíková; Viera (1995) Handbuch der deutschsprachigen Schriftsteller aus dem Gebiet der Slowakei (17.–20. Jahrhundert). – Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Gottas, Friedrich (1980): Die Deutschen in Ungarn. In: Wandruszka, Adam/ Urbanitsch, Peter (Hgg.): Die Habsburgische Monarchie 1848-1918, Bd. 3., 340–410. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Hacker, Lucia (2007): Schreibende Frauen um 1900. Rollen – Bilder – Gesten – Berlin: Lit.
- Hochberger, Ernst (2003): Das große Buch der Slowakei. 3000 Stichworte zur Kultur, Kunst, Landschaft, Natur, Geschichte, Wirtschaft. – Kežmarok: Vivit.
- Johnston, William M. (2006): Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Wien: Böhlau.
- Kodajová, Daniela (2006): Vzdelanie dievčat – možnosti a limity uplatnenia. In: Čadková, Kateřina/ Lenderová, Milena/ Straníková, Jana (Hgg.): Dějiny žen aneb Evropská žena od středověku do 20. století v zasetí historiografie, 291–302. Pardubice: Univerzita Pardubice.
- (2011): Odborné vzdelávanie ako predpoklad a prostriedok emancipácie. In: Dudeková, Gabriela et al. (Hg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z rodových vzťahov na Slovensku, 149–175. Bratislava: Veda 2011.
- Kontler, László (2001): Dějiny Maďarska. Praha: Lidové noviny.
- Kósa, László (1998): Adelige Mentalität – bürgerliche Mentalität. Alltagsleben in Ungarn, 19. Jahrhundert. In: Hungaria Studies Vol.13/1, 27–55.
- Kováč, Dušan (1991): Nemecko a nemecká menšina na Slovensku (1871–1945). Bratislava: Veda.
- Kováčová, Michaela (2010): Zu den interkulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und anderen Ethnien in der Zips im Mittelalter. In: Pásonová, Mária/ Puchalová, Ingrid (Hgg.): Nemecké nárečia na Slovensku. Deutsche Mundarten in der Slowakei, 131–147. Košice: UPJŠ, Filozofická fakulta.
- Lendvai, Paul (2002): Tisíc let maďarského národa. Praha: Academie.
- Lipták, Ľubomír (1998): Slovenská otázka v 20. storočí. – Bratislava: Kalligram.
- Mannová, Elena (2009): Hornouhorskí Nemci v „dlhom“ 19. storočí. In: Kiliánová, Gabriela/ Kowalská, Eva/ Krekovičová, Eva (Hgg.): My a tí druhí v modernej spoločnosti, 371–392. Bratislava: Veda.
- (2011): Mužské a ženské svety v spolkochoch. In: Dudeková, Gabriela et al. (Hg.): Na ceste k modernej žene. Kapitoly z rodových vzťahov na Slovensku, 175–195. Bratislava: Veda.
- Meier, Jörg (2001): Deutschsprachige Schriftstellerinnen des 18. - 20. Jahrhunderts aus dem Gebiet der heutigen Slowakei. – In: Hörner, Petra (Hg.): Vergessene Literatur – ungenannte Themen deutscher Schriftstellerinnen, 241–262. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Ormis, Ján Vladimír (1979): Marina Ormisová spomína. Martin: Osveta.
- Piirainen, Ilpo Tapani (1995): Bairische und ostmitteldeutsche Elemente in der Zips/Spiš. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. – In: Lerchner, Gotthard/ Schröder, Marianne/ Fix, Ulla (Hgg.): Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große, 297–303. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Ružák, Richard (2010): Dějiny Uher a Maďarska v datech. – Praha: Libri.
- Rudolf, Rainer/ Ulreich, Eduard (Hgg.) (1988): Karpatendeutsches Biographisches Lexikon. – Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.

- Schnödl, Günter (1995): Am Rande des Reiches, am Rande der Nation. Deutsche im Königreich Ungarn (1867-1914/18). – In: Schnödl, Günter (Hg.) Deutsche Geschichte im Osten Europas. Land an der Donau, 349–454. Berlin: Siedler Verlag.
- Schubert, Jozef (1976): Školstvo, výchova a pedagogika na Slovensku v rokoch 1867–1918. – In: Mátej, Jozef (Hg.): Dejiny českej a slovenskej pedagogiky, 282–321. Bratislava: SPN.
- Suchá, Zuzana (1970): Stredné školy na Spiši I. Združený inventár. Levoča: Štátny archív v Levoči (unveröffentlicht)
- Škvarna, Dušan et al (1997): Lexikón slovenských dejín. – Bratislava: SPN 1997.

Bildquellen

http://www.locseitemeto.eoldal.hu/fenykepek/8-arcke_pcsarnok/csoportkepek/

Neues deutsch-russisches Großwörterbuch in drei Bänden. Hrsg. D. O. Dobrovol'skij, A. V. Šarandin, A. Baumgart-Wendt. Moskau: AST-Astrel, 2008-2010. ISBN 978-5-17-013845-6

Peter Ďurčo

Das Neue deutsch-russische Großwörterbuch (im Weiteren NDRGW), dessen Erstellung mehrere Jahrzehnte intensiver Arbeit vieler Mitarbeiter unter der Leitung von Professor D. O. Dobrovol'skij in Anspruch nahm, stellt in der deutsch-russischen lexikografischen Geschichte einen Meilenstein dar. Im Vergleich zum Großen deutsch-russischen Wörterbuch (1998, 2004) unter der Leitung von O. I. Moskaľskaja bringt dieses Wörterbuch vor allem eine Aktualisierung des lexikalischen Systems der deutschen Sprache. Es handelt sich besonders um Wörter aus den Bereichen Politik, Wirtschaft, Kultur der deutschsprachigen Länder sowie um neuere Fachterminologie, die eine breitere Verwendung in der alltäglichen Kommunikation gefunden hat. Die Archaismen (archaische Lexeme, feste Wendungen bzw. archaische Bedeutungen) wurden aus der Stichwortliste ausgeschlossen, die Historismen dagegen differenziert behandelt. Denjenigen, die mit wichtigen politischen Realien auch aus der jüngsten Geschichte verbunden sind, wurde durch verschiedene Vermerke und Kommentare besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Eine wichtige Differenz liegt auch in einer verfeinerten Bedeutungs-differenzierung; durch viel mehr Belege und Kommentare werden auch die Bedingungen des Gebrauchs der Wörter erklärt und illustriert. Das Wörterbuch enthält eine große Zahl von Artikeln zu wichtigen produktiven Affixen und anderen frequenten Wortbildungselementen im deutschen Wortschatz.

Neu im Wörterbuch ist auch die Einteilung in Wortklassen und die Einführung mehrerer neuer Kategorien und Subkategorien, z. B. innerhalb der Klasse der Partikeln, in der die Autoren zwischen den sog. Modalpartikeln, Diskurspartikeln und Fokuspartikeln unterscheiden. Als neue Kategorien werden z. B. auch die Satzäquivalente (z. B. *ja*, *nein*), Satzadverbien (z. B. *vielleicht*), Konjunkionaladverbien (z. B. *dennoch*) u. a. angeführt.

Die Anordnung der Lemmata folgt streng dem alphabetischen Prinzip, d. h. dass z. B. in der alphabetischen Reihenfolge der Buschstabe *ß* dem *ss*, oder die Buchstaben *ä*, *ö*, *ü* den Buchstaben *a*, *o*, *u* gleichgestellt werden (im NDRGW finden wir also folgende Anordnung: ... *maß*, *Maß I*, *Maß II*, *Mäß*, *Maßabweichung*, *Massage*, *Massage/bank* /-institut, ~praxis, ~raum, ~salon/, *Massai*, *Massaker*, *massakrieren*, *Maßanalyse*, ...).

Das streng alphabetische Prinzip wird dem semantischen Prinzip übergeordnet. Am markantesten ist das bei den Komposita sichtbar. Die alphabetisch unmittelbar aufeinander folgenden zusammengesetzten Wörter werden, mit Ausnahme der drei- und mehrgliedrigen Komposita und Komposita mit homonymem Erstglied, in einer Wortnische zusammengefasst, z. B. nach dem selbständigen Lemma *Dauer|raumflug* folgt die Wortnische mit einleitendem Lemma *Dauer||rede*, mit Lexemen ~redner, ~rednerin, ~regelung, ~regen, ~rennen, riß, ~riss, ~ritt, ~rudern, ~schaden, ~schlaf, wobei das Wort *Dauerschuld* bereits einen selbständigen Eintrag bildet, ihm folgt dann das weitere Nischlemma *Dauer||schutz*, ~schwimmen. Diese Anordnung ist sinnvoll bei Komposita, die semantisch und thematisch zusammenhängen, vgl. *Fecht||handschuh*, ~hieb, ~kampf, ~kunst, ~maske, ~meister, ~saal, ~sport, ~unterricht, ~waffe, ansonsten wäre die Anordnung der semantisch nicht zusammenhängenden Komposita als eigenständige Lemmata übersichtlicher, jedoch zuungunsten der Platzersparnis.

Die Mikrostruktur der Wörterbucheinträge ist in Zonen gegliedert. In der Regel sind die Informationen in zehn Zonen erfasst: 1. Stichwort, 2. Etymologie, 3. Phonetische Transkription,

4. Grammatische Angaben, 5. Angaben zum Wortgebrauch, 6. Russische Entsprechungen zu einzelnen Bedeutungen, 7. Kommentare, 8. Verwendungsbeispiele, 9. Grammatische Phraseme und 10. Idiomatik.

Bei der Schreibung der deutschen Wörter haben sich die Autoren für die alte Rechtschreibung, kodifiziert im Duden-Rechtschreibwörterbuch aus dem Jahre 1991, entschieden. Wo es erforderlich ist, wird die neue Schreibvariante angegeben. Den Grund für diese Lösung sehen die Autoren in den immer noch laufenden Veränderungen der neuen Regeln und der Existenz sehr vieler Texte in der alten Rechtschreibung.

Die etymologischen Angaben beschränken sich auf Hinweise zur Herkunft der Fremd- und Lehnwörter, versehen auch noch mit der Transkription. Die phonetische Transkription wird auch in Fällen benutzt, in denen die Aussprache eines Wortes von den Grundregeln abweicht, ein Wort gleichberechtigte oder regionale Aussprachevarianten hat, oder wenn Fremdwörter den Regeln der Ausgangssprache folgen.

Sehr präzise werden bei einzelnen Wortarten die grammatischen Angaben bearbeitet. Bei den Substantiven ist die Bildung der Pluralformen mit verschiedenen Spezifika sehr detailliert erfasst. Bei Verben sind vor allem sehr präzise Hinweise auf ihre Transitivität/Intransitivität, Reflexivität, die unregelmäßige Konjugation, die Trennbarkeit der ersten Konstituenten der Verben und auch die Konjugation mit den Hilfsverben *sein* und *haben* unter besonderer Beachtung der Kontraste zwischen dem Russischen und dem Deutschen und der Spezifika in den beiden Sprachen zu finden. Adjektive und Adverbien befinden sich in der Regel innerhalb eines Eintrags, wobei der adverbiale Gebrauch von Adjektiven noch extra kenntlich gemacht wird. Besondere Vermerke wurden auch bei den Adjektiven, die entweder nur in der attributiven oder prädikativen Funktion verwendet werden, gemacht. Eine neue lexikographische Lösung finden wir bei den sog. Gradadverbien (z. B. *sehr*, *außerordentlich*, *wenig*, *fast*, *beinahe* etc.), die nach der Meinung der Autoren eine eigene Subkategorie skalarer Wörter darstellen, weil sie sich von anderen Klassen der Adverbien durch syntaktische, semantische und auch prosodische Eigenschaften unterscheiden. Als separate Klassen werden im Wörterbuch auch die Demonstrativadverbien (z. B. *dort*, *hier*, *daher*, *dahin* etc.), Interrogativadverbien sowie Relativadverbien (z. B. *wie*, *wo*, *wann*, *warum* etc.), Indefinitadverbien und Pronominaladverbien behandelt. Diese Klassen bereiten aus der kontrastiven Sicht viele Schwierigkeiten bei der Erfassung ihrer Bedeutungen und auch hinsichtlich ihres Funktionierens in festen Wortkombinationen. Die Existenz von Akzentvarianten in Interrogativ- und Relativsätzen bei Pronominaladverbien führte die Autoren zu einer neuen originellen lexikographischen Beschreibung der speziellen Subkategorien interrogativer und relativer Verwendung der Pronominaladverbien.

Einen neuen lexikographischen Ansatz finden wir auch bei der Beschreibung von Partikeln. Diese Wörter bilden keine eindeutige morphologische Klasse, sondern eine nach den syntaktisch-funktionalen Kriterien erfassbare Gruppe von Wörtern, die in einer Äußerung verschiedene Funktionen erfüllen können. Dabei spielen die Prosodie und Akzentuierungsfunktion im Satz eine wichtige Rolle. Diese wird im Wörterbuch anhand von Verwendungsbeispielen mit graphischer Hervorhebung illustriert.

Einen selbständigen lexikographischen Eintrag bekamen solche grammatische Formen, die im Wortschatz bereits als lexikalisiert einzustufen sind, wie z. B. Sonderformen des Plurals bei Substantiven (*Praktika*), Suppletivbildungen von Steigerungsformen bei Adjektiven und Adverbien (*besser*, *eher*, *jüngst*, *neuer*). Als Stichworte der alphabetischen Liste stehen auch Verbformen bei Wechsel des Stammvokals (z. B. *liest* als Präsensform von *lesen*, *ließ* als Präteritum, oder *ließe* als Konjunktiv Präteritum von *lassen*), Passivpartizipien von starken Verben und auch von Verben abgeleitete Adjektive und Adverbien (z. B. *angestellt*, *angesehen*, *angesessen*, *angesetzt*, *angesockt*, ... *angehend*, *vorangehend* etc.).

Das Problem der partiellen Äquivalenz, bei der es zum Informationsdefizit kommt, wird im Wörterbuch sehr extensiv mit verschiedenen Kommentaren und illustrierenden Belegen kom-

pensiert. Die Kommentare betreffen vor allem solche russische Entsprechungen, die nicht sämtliche intensionale und extensionale semantische und pragmatische Eigenschaften der deutschen Wörter wiedergeben. Dies betrifft vor allem länder- und kulturspezifische Realienbezeichnungen. Mit Kommentaren sind auch die Bezeichnungen aus dem Bereich der Fauna und Flora versehen. Die illustrierenden Beispiele sollen vor allem die relevante Kombinatorik der Wörter, die aus kontrastiver Sicht nicht voraussetzbar und transparent sind und die den russischen Muttersprachlern Schwierigkeiten bereiten können, belegen.

Große Aufmerksamkeit widmeten die Autoren auch der Beschreibung der Idiomatik. Ein lexikographisches Novum ist die gesonderte Beschreibung der sog. grammatischen Phraseologie. Unter grammatischer Phraseologie versteht man vor allem die Wortkombinationen von Synsemantika, wie z. B. mehrteilige Präpositionen, Doppelkonjunktionen, Kombinationen von Konjunktionen und Partikeln, oder Wortgruppen, die ähnlich wie die Synsemantika funktionieren.

Eine Art Revision betrifft auch den Aufbau der Makrostruktur. Einige Außentexte, wie die Verzeichnisse von geographischen Namen, historischen und mythologischen Namen, Abkürzungen und Namen von Organisationen wurden erweitert und präzisiert. Ferner findet man im Anhang des dritten Bandes neben traditionellen Tabellen zu Deklinationstypen von Substantiven und Adjektiven, zur Konjugation unregelmäßiger Verben auch Tabellen zur Zuordnung von Buchstaben zu Transkriptionszeichen, die deutsche Buchstabiertafel, Tabellen mit dem griechischen und lateinischen Alphabet, eine Tabelle der deutschen Schriften, Verzeichnisse von Temperaturskalen, Maß- und Gewichtseinheiten und auch häufig vorkommende männliche und weibliche Vornamen mit ihren Verkleinerungsformen.

In unserem Bericht wollten wir vor allem auf die lexikographischen Spezifika, neuen Lösungen und innovativen konzeptionellen Strategien hinweisen. Abschließend kann man sagen, dass dieses Wörterbuch ein wichtiger Beitrag für die deutsch-russische Lexikographie ist, das Wörterbuch ist jedoch in mancher Hinsicht auch ein inspiratives lexikographisches Produkt für die kontrastive Lexikographie und Metalexikographie allgemein.

Kramer, Undine: Spezielle Wortschätze und ihre Kodifizierung in deutschen Wörterbüchern. Tradition, Konstanz und Wandel. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2010. 477 S. ISBN 978-3-11-023467-1

Dagmara Špotáková

Im Jahr 2010 erschien eine aufschlussreiche Publikation, die die über 200-jährige Tradition der Aufnahme fach- und anderssprachlicher Lexik in deutsche Bedeutungswörterbücher dokumentieren will. Die Autorin der Publikation, Undine Kramer, äußert sich dazu wie folgt: „Die Kodifikation der Lexik spezieller Tätigkeitsbereiche – Adelung (1774) spricht von „Kunstwörtern aus allen Lebensarten, Künsten und Wissenschaften“, *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache* (1999) „von Begriffen aus Fach- und Sondersprachen“ – hat wie ihre explizite Kennzeichnung durch diatechnische Angaben in der deutschen Lexikografie eine lange und unbrochene Tradition.“ (Kramer 2012: 314).

Wie der Untertitel des umfangreichen Buches präzisiert, stehen Tradition, Konstanz und Wandel bei der Kodifizierung spezieller Wortschätze in deutschen Wörterbüchern im Vordergrund des Interesses, wobei die betreffenden Bereiche „jedoch nicht ohne Bezug zu terminologischen, referentiellen und forschungsgeschichtlichen Aspekten des Gegenstandes „spezieller Wortschatz“ bleiben“ (ebd.: 3).

Eingeleitet wird die Publikation durch ein Vorwort, in dem Kramer darauf hinweist, dass das Werk eine „revidierte und um ein umfangreiches Personen-, Werk- und Sachregister erweiterte Fassung“ ihrer Habilitationsschrift darstellt, „die im Jahr 2007 von der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin angenommen wurde“. In der Vorbemerkung erklärt sie an einem Beispiel, warum ein allgemeines einsprachiges Wörterbuch wichtig ist und wozu es der Benutzer verwenden kann. Darauf folgen zehn Kapitel: Einleitung; Spezieller Wortschatz als konstitutives Element von Sondersprachen: Terminologische, gegenstandsbezogene und forschungsgeschichtliche Aspekte; Spezielle Wortschätze in Wörterbüchern und Wörterbuchprogrammen bis zum 18. Jahrhundert; Spezielle Wortschätze in allgemeinen einsprachigen synchronischen Wörterbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts; Spezielle Wortschätze in allgemeinen einsprachigen synchronischen Wörterbüchern des 20. Jahrhunderts; Zu Tradition, Konstanz und Wandel der Kodifizierung spezieller Wortschätze am Beispiel der Seemannsprache; Resümee; Anhänge; Literatur; Register.

Das vorliegende Buch und die durchgeführte Untersuchung sind in der Einleitung näher vorgestellt. Zu finden sind hier Erläuterungen, womit sich die Arbeit befasst, bei welchen Autoren und in welcher Weise die Aspekte der Kodifikation spezieller Wortschätze in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern des Deutschen bereits diskutiert wurden sowie welche Art von Untersuchungen zur besprochenen Problematik bisher noch nicht vorliegt. Aus diesen Überlegungen leitet die Autorin die Intention der Publikation ab: Mit dem Werk beabsichtigt sie, die Forschungslücke hinsichtlich der Aussagen zu Art und Anzahl der Wortschätze, die in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern des Deutschen erfasst wurden, oder zu Traditionen, Konvergenzen und Divergenzen ihrer lexikographischen Behandlung, insbesondere der eingesetzten Markierungstechniken und Markierungsprädikate, schließen zu helfen. Kramer vergisst auch nicht, die Grundlagen der Analyse wie Fragestellung, Auswahl der Wörterbücher, Ziel, Zeitraum, Basis sowie Richtung der Untersuchung zu erörtern. Diese ausführlichen Informationen, die uns am Anfang der Publikation angeboten werden, legen Zeugnis ab von der

Reflektiertheit des vorliegenden Werkes und bieten einen komplexeren Blick auf die Problematik.

Das zweite Kapitel behandelt den Gegenstand „spezieller Wortschatz“ im Allgemeinen. Die Autorin berichtet von der Untersuchung spezieller Wortschätze seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und erklärt den fachwissenschaftlichen Hintergrund, differierende Methoden, Motive und Ziele der Forschungsansätze und Forschungsrichtungen. Am Ende des Kapitels stellt sie eine Übersicht zur Verfügung, in der sie terminologische, forschungsgeschichtliche und gegenstandsbezogene Aspekte spezieller Wortschätze vor dem Hintergrund der referierten Literatur (Otto Behaghel, 1902; Friedrich Kluge, 1907; Herman Hirt, 1909, 1921; Alfred Schirmer, 1913/1981; Hans Sperber, 1926; Adolf Bach, 1938, 1961; Friedrich Stroh, 1952; Hugo Moser, 1957/1959/1985; Wilhelm Schmidt, 1965; Astrid Stedje, 1989; Peter von Polenz 1994 - 2000) zusammenfasst und einander gegenüberstellt.

Die nächsten drei Kapitel (Kapitel 3, 4, 5) behandeln die singuläre und vergleichende Analyse dreier historischer Wörterbücher – Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen* (1793-1801); Joachim Heinrich Campe: *Wörterbuch der Deutschen Sprache* (1807 - 1811); Daniel Sanders: *Wörterbuch der deutschen Sprache* (1860 - 1865) – und dreier gegenwartssprachlicher Wörterbücher – *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (1961 - 1977); *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden* (1976 - 1981); *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden* (1999) – die als repräsentativ und einflussreich für ihre Zeit gelten. Ergänzend zu diesen einsprachigen Wörterbüchern, an deren Beispiel die Untersuchung vorgenommen wurde, charakterisiert und beschreibt die Autorin im dritten Kapitel auch Johann Leonhard Frischs *Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch* (1741). Das Wörterbuch gilt vor allem dank seiner an der Erfassung der Gesamtsprache orientierten Konzeption und der aus Quellen nachgewiesenen speziellen Lexik als ein wichtiger Vorläufer allgemeiner einsprachiger Wörterbücher. Diese Kapitel sind mit zahlreichen tabellarisch bearbeiteten Beispielen bereichert, die man nicht nur im Text, sondern auch im Anhang finden kann. Bei jedem untersuchten Wörterbuch werden Hintergrund (Entstehungsgeschichte, Charakteristika) und Kodifizierung spezieller Wortschätze in dem jeweiligen Wörterbuch (welche Kodifizierungs- und Kennzeichnungsverfahren sich bei der lexikographischen Erfassung spezieller Lexik herausbilden und etablieren, welche Markierungsverfahren nicht tradiert oder welche modifiziert werden) diskutiert und in der Zusammenfassung mit anderen Wörterbüchern verglichen.

Einen besonderen Teil der Publikation bildet das sechste Kapitel, in dem die Untersuchungsergebnisse präzisiert werden. Am Beispiel von Wörtern und Wortbedeutungen aus der Seemannsprache werden Tradition, Konstanz und Wandel bei der Kodifizierung spezieller Wortschätze in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern gezeigt. Hingewiesen wird ebenfalls auf Vorteile und Mängel der Kodifizierung, was für den Beitrag einer solchen Arbeit von großer Bedeutung ist.

Im letzten Kapitel stellt die Autorin dem Leser ein Resümee der Untersuchung und ihrer Ergebnisse zur Verfügung, in dem sie unter anderem auch einige Anregungen für die künftige lexikographische Bearbeitung spezieller Wortschätze formuliert.

Abschließend kann man konstatieren, dass es der Autorin gelungen ist, das Ziel dieser überwiegend deskriptiven Untersuchung – eine vergleichende Betrachtung der Kodifikation spezieller Wortschätze in ausgewählten allgemeinen einsprachigen synchronen Wörterbüchern – zu erreichen. Die systematische Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse in der vorliegenden Publikation erfüllt die Erwartungen in hohem Maße und zwar nicht nur aus inhaltlicher Sicht, sondern auch in formaler Hinsicht. Hervorzuheben sind die zahlreichen Lemma-beispiele, Auszüge aus Wörterbuchartikeln und vergleichende Gegenüberstellungen von Texten, die nicht nur zur Illustration der Arbeit, sondern auch zur Verifizierung der Befunde und

Aussagen dienen. Einige sind im Text, die anderen in den umfassenden Anhängen untergebracht. Zu schätzen sind auch die Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels und das Resümee, die dabei helfen, sich auf das Wichtigste zu konzentrieren und den Überblick nicht zu verlieren. Aus diesen Gründen ist das Buch einerseits für Fachleute bestimmt, andererseits genauso für Studierende geeignet, die ihren Horizont zum Thema erweitern und sich durch diese Arbeit bei ihren eigenen Untersuchungen inspirieren lassen können.

In der Ansicht, dass die obengenannte Intention der Publikation erfüllt wurde und vielleicht auch noch zu weiterführenden Untersuchungen anregt, werden zum Schluss einige Fragen genannt, auf die man in dieser wertvollen Arbeit Antworten finden kann: „Wie werden spezielle Wortschätze in den maßgeblichen allgemeinen einsprachigen Wörterbücher des Deutschen seit dem 18. Jahrhundert kodifiziert, und wie wird insbesondere die Zugehörigkeit spezieller Lexik zum nicht-allgemeinen Wortschatz ausgewiesen? Gibt es Muster und Inventare von Markern, die dafür verwendet werden? [...]. Welche Bereiche der Lebenswelt finden mit ihren jeweiligen speziellen Wortschätzen Eingang in allgemeine einsprachige Wörterbücher? [...]. Welche Elemente (Wörter, Kollokationen, Idiome) spezieller Wortschätze werden erfasst? Unterstützt ihre Kodifizierung die grundlegenden Aufgaben allgemeinsprachlicher Wörterbücher zur Dokumentation, systematischen Erfassung und allgemeinverständlichen Beschreibung der Lexik des Deutschen?“ (ebd.: 2).

Nachruf auf Prof. Dr. Dr. h. c. Ilpo Tapani Piirainen

Peter Ďurčo



Mit tiefer Trauer und großer Betroffenheit vernahmen wir die Nachricht über den Tod des Mitglieds der Redaktion unserer Zeitschrift Professor Ilpo Tapani Piirainen. Er ist am 26. August 2012 in Münster verstorben.

Ilpo Tapani Piirainen stammte aus Finnland, lebte und wirkte als Professor in Deutschland, seine dritte Heimat jedoch war ganz sicher die Slowakei, wo er den Forschungsschwerpunkt für sein ganzes Leben fand.

Professor Ilpo Tapani Piirainen wurde am 15. November 1941 in Kiihtelysvaara in Finnland geboren. Nach dem Abitur folgten das Studium mit dem Hauptfach Germanistik an der Universität Helsinki, Promotion, Habilitation, Dozentur, auch die erste Professur für deutsche Sprache 1972 an der damaligen Wirtschaftshochschule, der jetzigen Universität Vaasa in Finnland. In den Jahren 1972 – 1980 war er an der Pädagogischen Hochschule in Münster und 1980 – 2007 an der Universität in Münster als Professor für deutsche Sprache und Linguistik tätig. Außerdem war er seit 1980 Honorarprofessor für germanistische Linguistik an der Universität Bochum, seit 1989 Mitglied, seit 2001 Vorstandsmitglied der Südostdeutschen Historischen Kommission, 1989/93 Vorstandsvorsitzender der Finnischen Kirchlichen Arbeit in Deutschland, seit 1997 korrespondierendes Mitglied der Russischen Akademie der Pädagogischen Wissenschaften. Im Jahre 2001 wurde ihm die Goldene Ludovít-Štúr-Medaille, die höchste Auszeichnung der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, verliehen. Professor Piirainen veröffentlichte während seiner wissenschaftlichen Tätigkeit 30 Bücher, mehr als 120 Artikel und 150 Rezensionen.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit in der Slowakei begann Ende der sechziger Jahre in slowakischen Archiven mit der Untersuchung deutschsprachiger Handschriften der Frühen Neuzeit. Er forschte dann mehr als vier Jahrzehnte in staatlichen Archiven der Slowakei und veröffentlichte Editionen von und Untersuchungen zu Handschriften, die im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit im Königreich Ungarn im Gebiet der heutigen Slowakei aufgezeichnet wurden. In seinen wissenschaftlichen Publikationen nutzte Professor Piirainen die Graphemtheorie, die in den 1930er Jahren im Prager Linguistenkreis entwickelt worden war.

Bei seinen Forschungen arbeitete Professor Piirainen sehr eng mit vielen slowakischen Archivaren und anderen Wissenschaftler/innen sowie mehreren Institutionen zusammen. Außerdem forschte Professor Piirainen seit Mitte der 80er Jahre regelmäßig auch in schlesischen Archiven in Polen. Nach seiner Emeritierung war Professor Piirainen als Germanistikprofessor an der Cyril- und Method-Universität in Trnava tätig, wo ihm im Jahre 2011 der Ehrentitel Doctor honoris causa verliehen wurde. Er versah seinen Dienst mit hoher Wissenschaftlichkeit und

Weltoffenheit, immer ruhig und besonnen, mit viel pädagogischem Verständnis für seine Studentinnen und Studenten.

Das wissenschaftliche Erbe von Professor Piirainen, das wir in besonderer Erinnerung behalten werden, bleibt für immer ein fester Bestandteil der slowakischen und internationalen Germanistik.

Deutsch für die Zukunft – Zukunft für Deutsch

XI. Tagung des Slowakischen Deutschlehrer- und Germanistenverbands, Banská Bystrica, 01. – 03. Juli 2012

Nadežda Zemaniková

Über zwanzig Jahre, seit seiner Gründung im Jahre 1991, vereinigt der Slowakische Deutschlehrer- und Germanistenverband SUNG Deutschlehrende aller Schultypen und Fachrichtungen, Mitarbeiter der Universitäten und Forschungseinrichtungen und weiterer Institutionen der Sprach- und Kulturmittlung im Land. Der Verband bemüht sich um die Unterstützung der Deutschlehrenden und Germanisten in ihrer beruflichen Tätigkeit und um die Förderung einer angemessenen Stellung der deutschen Sprache in der Slowakei, er befasst sich mit sprachpolitischen Aufgaben, gibt Zeitschriften für Deutschlehrende und Germanisten heraus, arbeitet mit diversen Kultur- und Bildungseinrichtungen, Verbänden und Verlagen zusammen, organisiert Tagungen und Fortbildungsveranstaltungen. Das wichtigste Forum des Verbandes ist die Verbandstagung, die alle zwei Jahre an einer slowakischen Universität stattfindet.

Im Auftrag des SUNG übernahmen 2012 Mitarbeiter des Instituts für Germanistik der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Matej-Bel-Universität in Banská Bystrica und des Lehrstuhls für Fachsprachenkommunikation der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät die Aufgabe, die XI. Tagung zu veranstalten. Sie stand unter der Schirmherrschaft des Ministers für Schulwesen, Wissenschaft, Forschung und Sport der Slowakischen Republik Dušan Čaplovič. Auch die Botschafter der drei deutschsprachigen Länder, die Rektorin der Matej-Bel-Universität und der Oberbürgermeister der Stadt Banská Bystrica ließen der Tagung ihre Schirmherrschaft zuteilwerden. Die Gastgeber und Ausrichter der Tagung wurden bei der Organisation von mehreren Mittlerorganisationen der deutschsprachigen Länder in der Slowakei unterstützt.

Die Konferenz mit dem sprechenden Titel *Deutsch für die Zukunft – Zukunft für Deutsch* bildete den Höhepunkt einer Veranstaltungsreihe, die dem zwanzigjährigen Verbandsjubiläum gewidmet wurde. Zugleich wurde sie Bestandteil der Feierlichkeiten zum zwanzigjährigen Jubiläum der Gründung der Matej-Bel-Universität in Banská Bystrica. Die größte Veranstaltung der Mittler der deutschen Sprache und der deutschsprachigen Kultur in der Slowakei kehrte somit in die Stadt zurück, in der die Tradition der SUNG-Tagungen 1992, in der Blütezeit für das Deutsche in der Slowakei, begonnen hatte, und in eine Region, in deren Geschichte Deutsch immer als Brücke der Kultur- und Wirtschaftskontakte diente.

Der Rückblick der letzten zwanzig Jahre macht deutlich, wie grundlegend sich die Konstellationen verändert haben. Der Verband und seine Mitglieder stehen heute vor Herausforderungen, die bei der ersten Tagung kaum jemand voraussehen konnte. In der Verbandsarbeit genügt es nicht mehr, sich für die Belange der Deutschlehrenden und Germanisten einzusetzen, darüber hinaus muss das Selbstverständnis und Zusammengehörigkeitsgefühl der Verbandsmitglieder gestärkt werden. Wichtige Zusammenkünfte wie die XI. Tagung dienen diesem Zweck, sie sollen Kräfte verbinden und einen regen und produktiven Gedankenaustausch veranlassen.

Die heutige Situation des Deutschen und der darauf bezogenen Forschung in der Slowakei ist das Ergebnis globaler Entwicklungen im internationalen Kontext, aber auch das Resultat der nationalen Sprachunterrichtspolitik, die zu einem Nebenrang des Deutschen in der Sprachausbildung führt. Mit der neuen Fassung des slowakischen Schulgesetzes wurde 2011 Englisch als

Pflichtsprache eingeführt und das Pflichtenglisch im neuen Bildungsplan landesweit als die erste Fremdsprache im Primarbereich verordnet, ohne die Möglichkeit einer freien Wahl. Im Tagungsort Banská Bystrica kann man zwar auf eine lange Tradition des Deutschunterrichts zurückblicken und an eine reiche Vergangenheit des Deutschen anknüpfen. Auch in den Studienprogrammen der Matej-Bel-Universität haben die deutsche Sprache und die deutschsprachige Kultur immer noch einen festen Platz. Mit dem Rahmenthema wollte die Tagung jedoch den Blick nach vorn, in die Zukunft, richten. Die Zukunft des Lernens und Lehrens von Deutsch als Fremdsprache in der Slowakei und damit auch die Zukunft der an die deutsche Sprache gebundenen Studiengänge sowie Forschungs- und Kulturbereiche stand im Mittelpunkt des Interesses.

Die Tagungsveranstalter konnten an den ersten drei Julitagen 150 Lehrende und Forschende aus dem In- und Ausland in Banská Bystrica begrüßen, darunter Teilnehmende aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Italien, Polen, Bulgarien und Tschechien. Die XI. SUNG-Tagung wollte einen geeigneten Rahmen für den Austausch und die Vernetzung der Teilnehmenden schaffen, ein breites Spektrum an Diskussionsthemen und wichtige neue Denkanstöße bieten, aber auch Raum für persönliche Begegnungen mit Gleichgesinnten öffnen.

Der Charakter einer internationalen Zusammenkunft zeigte sich bereits bei der Tagungseröffnung. Schon beim feierlichen Empfang, der auf Einladung des DAAD stattfand, konnten sich die Veranstalter über die Anwesenheit wichtiger Persönlichkeiten und Gäste freuen. Während der festlichen Eröffnungsveranstaltung in der Aula Beliana am 02.07.2012 wurden die Tagungsteilnehmer von mehreren bedeutenden Gästen begrüßt, unter ihnen Štefan Chudoba, Staatssekretär des Slowakischen Bildungsministeriums, Dr. Josef Markus Wuketich, Botschafter der Republik Österreich, Christian Martin Fotsch, Botschafter der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Roland Westebbe, Kultur- und Pressereferent der Deutschen Botschaft und Peter Gogola, Oberbürgermeister der Stadt Banská Bystrica. Die Rektorin der Matej-Bel-Universität Dr. h. c. prof. PhDr. Beata Kosová, CSc. und der Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät Doz. Vladimír Biloveský hießen die Tagungsteilnehmer auf dem Boden der Universität willkommen. Zur feierlichen Versammlung sprach zuerst die Tagungspräsidentin Doz. Alena Ďuricová, Leiterin des Instituts für Germanistik an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät. Die XI. Tagung wurde von der Präsidentin des Slowakischen Deutschlehrer- und Germanistenverbands Dr. Nadežda Zemaniková eröffnet.

Ein reichhaltiges Fachprogramm bot den Tagungsteilnehmenden die Gelegenheit, sich mit den neuesten Forschungsergebnissen der germanistischen Fachgebiete und des DaF-Bereichs bekannt zu machen, Erfahrungen auszutauschen und wichtige Impulse für ihre eigene Unterrichtspraxis zu gewinnen. Drei Plenarvorträge stellten die Ergebnisse aktueller theoretischer Forschungen deutscher, schweizerischer und slowakischer Germanisten vor und warfen Fragen auf, die zu interessanten Diskussionen anregten.

Der Dekan der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena Prof. Hermann Funk widmete sich in seinem Plenarvortrag mit dem Titel *Fremdsprache Deutsch in Europa und in der Welt – sprachpolitische Überlegungen und fachliche Entwicklungen* der weltweiten Nachfrage-Entwicklung nach Deutsch als Fremdsprache und ihrer Spiegelung in universitären und schulischen Konzepten des Faches. Exemplarisch wurden konzeptuelle Fragen des Frühbeginns ebenso wie Modelle berufsorientierten Fremdsprachenunterrichts behandelt. Prof. Funk betonte, dass die staatliche Sprachenpolitik auf die europäischen Ziele der Mehrsprachigkeit, der ökonomischen Mobilität und der Akzeptanz der multikulturellen Gesellschaft zu achten hat, und verwies darauf, dass die staatliche Bevorzugung einzelner Sprachen dieser Verantwortung nicht gerecht wird.

Doz. Dagmar Košťálová (Comenius Universität Bratislava) gehört zu den Gründungsmitgliedern des Slowakischen Deutschlehrer- und Germanistenverbands und zu den repräsentativen Stimmen der slowakischen literaturwissenschaftlichen Germanistik. In ihrem Vortrag *Ger-*

manistik und die Zukunft betrachtete sie die Germanistik als Geisteswissenschaft im Spiegel neuerer, mutiger Denkansätze und zog somit symbolisch einen Bogen zu ihrem Eröffnungsvortrag *Wozu Germanistik?*, den sie während der ersten SUNG-Tagung 1992 in Banská Bystrica vorgetragen hatte.

Prof. Joachim Hoefele (Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften) vermittelte in seinem Vortrag und dem anschließenden Workshop grundlegende Einsichten in die prozessorientierte Schreibdidaktik und zeigte, wie Schreibenanlässe dem handlungsorientierten Ansatz entsprechend gestaltet sein können und welche didaktischen Möglichkeiten zur Förderung der schriftlichen Sprachfertigkeiten, des Sprach- und Textwissens sich in den einzelnen Phasen des Schreibprozesses bieten.

In sechs sprach-, literaturwissenschaftlich und didaktisch-methodisch ausgerichteten Sektionen wurden vierzig Beiträge zu fachrelevanten Themen vorgestellt und damit eine breite thematische Palette präsentiert. Trotz der Heterogenität der thematischen Schwerpunkte und auch der methodologischen Ansätze lobte das überaus fachinteressierte Publikum die Fundiertheit der Beiträge in allen Sektionen.

Besonders vielfältig war das Themenangebot der linguistischen Beiträge, die diverse theoretische Aspekte und Konzepte fokussierten. In einer äußerst groben Skizzierung seien hier erwähnt: Kollokationsforschung (Peter Ďurčo, Astrid Hanzlíčková, Anita Kázmerová), Eponyme (Eva Schwarzová), Austriazismen (Mária Daňová), Helvetismen (Jana Štefaňáková), syntaktische Korrelate (Jana Lauková), Halbpräfigierung (Andreja Vidová), Diathese (Jozef Bruk), Frames und Scripts in Witzen (Jarmila Kušnieriková), Reterminologisierung (Barbora Honnerová). Interessante Beiträge linguodidaktischen Charakters (Michal Dvorecký, Zuzana Tuhárska, Simona Fraščíková) standen neben Beiträgen zur Übersetzungs- und Dolmetscherpraxis und zu translatorischen Fragen (Martin Surmánek, Alena Ďuricová, Jana Miškovská, Tomáš Sovinec).

Literaturwissenschaftlichen Fragenstellungen gingen in ihrer Sektion slowakische, deutsche, schweizerische und tschechische Forscher nach. Dargestellt wurde Käte Hamburgers Humorbegriff (Sabine Eickenrodt), Verbindungen zwischen Rilke und Adorno (Peter Brežňan), Ludwig Tiecks Adaptation der Märchenmotive (Edita Jurčáková), das Slowakeibild in deutschen Kriegsromanen (Ludovít Petraško), Winfried G. Sebalds Austerlitz (Irena Šebetová), Kategorie des Raumes (Eva Höhn), Konzepte der literarischen Kommunikation (Andrea Mikulášová, Roman Mikuláš) oder Gedächtniskonzepte (Nadežda Zemaníková). Kognitive Poetik half Ralph Müller Textwelten in den Romanen Peter Stamms zu beschreiben, dem sich in intertextuellen Zusammenhängen auch der Beitrag Ján Jambors widmete.

Die didaktische Sektion bot wertvolle theoretische Inputs für die Hochschullehre, aber auch Anregungen für die Schulpraxis. Ihr Themenspektrum war breit – frühes Fremdsprachenlernen (Katarína Hromadová, Gabriela Slobodová) war genauso vertreten wie Einsatzmöglichkeiten von Kunst beim ganzheitlichen Lernen oder im psycholinguistisch inspirierten Unterricht (Ivica Kolečáni Lenčová, Jana Juhásová, Ewa Szmídt-Sabat), Anwendung neuer Medien (Michaela Kováčová), geschlechtsgerechtes Schreiben (Vincenzo Gannuscio) oder kreatives Schreiben in der beruflichen Bildung (Uli Rothfuss).

Darüber hinaus standen den Tagungsteilnehmern an zwei Tagen zweiundzwanzig meist auf Unterrichtspraxis bezogene Workshops zur Auswahl. Das breit gefächerte Angebot an Themen reichte von gestaltpädagogischen Ansätzen über innovative Landeskundematerialien zum CLIL-Konzept. Prof. Ralph Müller lud zum Gebrauch von Korpus-Technologien für die literaturwissenschaftliche Stilanalyse und präsentierte die Verfahren der korpus-stilistischen Analyse am Beispiel der Metapher.

Den Tagungsteilnehmenden wurde ein vielfältiges Rahmenprogramm angeboten. Das Goethe-Institut Bratislava und das Österreichische Kulturforum Bratislava sorgten für das begleitende Kulturprogramm am Abend des 2. Juli. Zum ersten Mal konnten viele Interessierte an

einem gemeinsamen Abend Kunst sowohl deutscher als auch österreichischer Provenienz genießen. Der ausgezeichnete österreichische Schauspieler Franz Froschauer begeisterte die Zuschauer zuerst mit seiner anspruchsvollen Lesung aus Thomas Bernhards Werken und der Berliner Sänger und Komponist Torsten Riemann vergnügte das Publikum im ständigen Wechsel zwischen Klavier, Akkordeon und Gitarre mit guter Musik, unterhaltsamen Texten und viel Witz.

An beiden Konferenztagen erfreute sich eine Ausstellung der neuesten Verlagsproduktionen regen Interesses vonseiten der Konferenzteilnehmer. Die Verlage stellten ausgewählte Materialien, Medien und Projekte aus ihren aktuellen Programmen vor und zeigten verschiedene neue Fortbildungsmöglichkeiten auf. Die Aufmerksamkeit der Tagungsteilnehmer weckte außer der Verlagspräsentation auch die Ausstellung der erfolgreichsten Arbeiten des Wettbewerbs für Primar- und Sekundarschüler, der vom Slowakischen Deutschlehrer- und Germanistenverband unter dem Titel *Alles Deutsch oder was? alebo Šľak ma trafi z tej nemčiny!* ausgerufen und veranstaltet wurde. In 70 sehr gelungenen Arbeiten bewiesen die slowakischen Schüler ihre große Kreativität und auch viel Interesse an der deutschen Sprache. Der Wettbewerb sollte das Bewusstsein für ihre Bedeutung stärken und ihre Wichtigkeit in der Öffentlichkeit verdeutlichen. Die aus Büchern und Plakaten bestehende Ausstellung *Ostzeit – Westzeit* informierte das literaturinteressierte Publikum am Beispiel von 25 Autoren über die wichtigsten Themen und Tendenzen der aktuellen deutschsprachigen Literatur. Die Ausstellung wurde vom Literaturkritiker Helmut Böttiger in Zusammenarbeit mit den Goethe-Instituten Bratislava und Budapest konzipiert.

Die Verbandstagungen dienen immer auch wichtigen regelmäßigen Zusammenkünften der Verbandsmitglieder. Am 1. Juli 2012 fand die Generalversammlung des Slowakischen Deutschlehrer- und Germanistenverbands statt, auf deren Tagesordnung auch die Wahl des neuen SUNG-Vorstandes stand. Zu den bereits bewährten vier Vorstandsmitgliedern kam Jana Juhásová (Katholische Universität Ružomberok) hinzu.

Keine der elf Verbandstagungen wurde in einer so kurzen Zeitspanne vorbereitet. In den kältesten Januartagen des vergangenen Winters, bei den tiefsten Minustemperaturen, traf sich das Organisationsteam zum ersten Mal. An den heißesten Tagen des Jahres 2012 wurden die Ergebnisse der Vorbereitung präsentiert. Für den großen Einsatz in einer dermaßen kurzfristigen Tagungsvorbereitung gehört der Dank allen Mitgliedern des Vorbereitungskomitees am Institut für Germanistik der Geisteswissenschaftlichen Fakultät und am Lehrstuhl für Fachsprachenkommunikation an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Matej-Bel-Universität in Banská Bystrica.

Das gute Gelingen der Tagung ist nicht nur der sorgfältigen Planung der Tagungsausrichter zu verdanken, sondern auch der tatkräftigen Unterstützung seitens der deutschsprachigen Institutionen und Vertretungen. Der Vorstand dankt den Mitveranstaltern der Tagung, dem Goethe-Institut Bratislava für seine großzügige Unterstützung nicht nur bei dieser Tagung, genauso dem Österreichischen Kulturforum Bratislava, das für den österreichischen Teil des anregenden abendlichen Kulturprogramms sorgte. Wichtige Punkte des Tagungsprogramms wären ohne die Förderung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und der Schweizerischen Botenschaft nicht denkbar gewesen.

An der überaus positiven Resonanz können wir sehen, dass mit der XI. SUNG-Tagung in Banská Bystrica eine sehr gelungene Veranstaltung mit einem reichhaltigen, breit angelegten Programm und einem reibungslosen Verlauf stattfand, die sich in einer freundlichen Atmosphäre vollzog und zu einem fruchtbaren Gedankenaustausch über fachliche Entwicklungen, neue Trends und Denkansätze führte. Sie zeigte das Bild eines differenzierten Fachgebiets mit Zukunftspotential und guten Perspektiven.

Tagungsbericht: Irena Brežná und Peter Stamm – zwei wichtige Stimmen der deutschsprachigen Schweizer Gegenwartsliteratur

Vorträge und Lesungen an der Universität Freiburg/CH, mit Unterstützung der Fondation Jan Michalski pour l'Écriture et la Littérature

Tobias Lambrecht

Die Reihe wurde im Rahmen des Forschungsprojekts *TIMA Transtextuality, Intermediality and Metafictionality in Peter Stamms „Agnes“* von der *SCIEX-NMS.CH* möglich gemacht, einem Programm für die Zusammenarbeit zwischen der Schweiz und den neuen Mitgliedstaaten der EU.

Die Slowakei und die Schweiz – zwei in der Mitte Europas gelegene Staaten, deren Geschichte und gegenwärtige Situation so gut wie keine Gemeinsamkeiten aufzuweisen scheinen. Für die deutschsprachige Schweizer Gegenwartsliteratur sind die Interkulturalität und die Transkulturalität typisch. Literarisch gesehen ergeben sich so überraschende Verbindungen, wie die Veranstaltungsreihe zu zeigen vermochte, die am 18. 9. und 20. 9. 2012 an der Universität Fribourg/CH stattfand.

Die Veranstalter/innen, JÁN JAMBOR, PhD, der an einer Habilitationsschrift zu *Trans-textualität, Metafiktionalität und Intermedialität in Peter Stamms "Agnes"* arbeitet und Texte von PETER STAMM ins Slowakische übersetzt, sein Schweizer Betreuer Prof. RALPH MÜLLER, und DAGMAR KOŠŤALOVÁ, PhD, die Verfasserin von mehreren Arbeiten zu IRENA BREŽNÁS Werk, stellten insgesamt vier Vorträge von drei slowakischen Germanist/innen und von einem Schweizer Literaturwissenschaftler und Lesungen der oben genannten Autor/innen vor.

Als Leitmotiv der Veranstaltung lässt sich vielleicht der Blick identifizieren, mit welchem die Autor/innen Stamm und Brežná auf die Schweiz schauen: ein Blick aus dem Inneren der Schweiz, der ohne einen äusseren Vergleichswert aber nicht auskommt, und erst durch letzteren die Eigenheiten der Schweizer Interkulturalität benennen kann.

DAGMAR KOŠŤALOVÁ, PhD (Bratislava) eröffnete die Tagung mit einem Beitrag zu Kristevas Intertextualitätsdiskurs bezüglich Brežnás *Die beste aller Welten*. Der autobiographisch untermauerte Romantext erzählt die Geschichte eines heranwachsenden Mädchens mitten im einstigen Sozialismus, wo sie einerseits von der bürgerlichen Kultur des Elternhauses, andererseits von den sozialistischen Ideen der Schule geprägt wird. Der aus mehreren Diskurstypen zusammengesetzte Text ist ein interessantes Beispiel der Genette'schen Architextualität.

KATARÍNA MOTYKOVÁ, PhD (Bratislava) sprach zur Metaphorisierung der Sprache im Werk von Irena Brežná. Im Gespräch kam Brežnás Vorstellung von der Übersetzungstätigkeit als „Fähre“ anstelle der üblichen „Brücke“-Metapher zur Geltung, da dies eine gemäss Brežná nicht gegebene konstante Verbindung suggeriere. In der Diskussion geriet die an Christian Kracht erinnernde Markierung Brežnás der standarddeutschen Dachsprache der Schweiz als „steriler“, konnotationsfreier und in diesem Sinne gleichzeitig stigmatisierender und neutralisierender Sprachraum in den Blick.

IRENA BREŽNÁ, deren Texte verschiedene Aspekte des schwierigen, aber unentbehrlichen Dialogs zwischen dem Fremden und dem Eigenen thematisieren, diskutierte sowohl an der Tagung wie auch nach der Lesung lustvoll mit dem Publikum. „Es ist eine kritische Sicht, aber

humorvoll. Kritik darf nicht nur weh tun, sonst erreicht sie niemanden“, meint sie zu ihrem Roman *Die undankbare Fremde*, eine satirisch humorvolle Sicht einer jungen Immigrantin auf die Schweiz.

JÁN JAMBOR (Prešov) präsentierte am zweiten Vortragstag Erkenntnisse seiner Forschungstätigkeit zur Intertextualität Peter Stamms u.a. bezüglich Schubert, Ibsen und Keats, insbesondere zur Verwendung von Motiven aus dem Bereich des Liedes und Musiktheaters. Anhand dieser Prätexte kann gezeigt werden, wie Motive – etwa die Analogie *Der Tod und das Mädchen* Schuberts mit *Agnes’* „Der Schriftsteller und das Mädchen“ – gezielt eingesetzt werden, um Bedeutungsschichten von Stamms Texten zu strukturieren. Jambor legt damit starke Argumente gegen Behauptungen der „Überinterpretation“ einer inzwischen oft als „verschult“ betrachteten Stamm-Lektüre vor.

RALPH MÜLLER (Freiburg/CH) legte in einer detaillierten Analyse des Verhältnisses der primären und sekundären Textwelten in Stamms Prosa dar, wie diverse Erzählschemata verschiedener Textwelten gegeneinander gesetzt werden, um trotz des unmittelbaren Erzählens die Bewusstheit des Erzählens als Konstruktion auszustellen und zu reflektieren.

Nach PETER STAMMS Lesung ergab sich eine lebhafte Diskussion, wobei besonders der Autor seinen – durchaus selbst mitgeprägten – Ruf als „grosser Schweiger“ der Schweizer Literaturszene ausdauernd Lügen strafte. Stamm sprach ausführlich über seine (inzwischen veröffentlichte) Nacherzählung von Johann David Wyss’ *Der schweizerische Robinson* (2012). Eingehend diskutiert wurde auch seine Erzählung *Sweet Dreams* aus *Seerücken* (2011), an deren Ende zunächst eine Figur entdeckt, dass sie die Erfindung eines im Fernsehen auftretenden Schriftstellers ist, was gleich darauf paradoxal und metafiktional mit der Entdeckung der Figur konterkariert wird, dass jener Schriftsteller seinerseits fiktiv ist. Damit widerlegt *und* bestätigt Stamm die von Müller im Referat tentativ formulierte These, dass die postmoderne Abarbeitung an Metafiktion langsam zu einem Ende gelange: Einerseits bewegt sich diese Erzählung Stamms noch ganz im postmodernen Spiel der Metafiktion – andererseits zeigte er im Gespräch Unbehagen gegenüber dieser einfachen Schlusspointe. Auf diese, so Stamm, „musste dann noch eine weitere Pointe folgen.“ Die verspürte Notwendigkeit, die metafiktionale Schraube immer noch weiterzudrehen – ein immerhin indirekter Hinweis darauf, dass Metafiktion als Ausdruck nicht-naiven Erzählens zumindest vorläufig an die Grenzen ihrer Wirksamkeit gestossen sein könnte.

Weiterbildungsseminar für Übersetzer am Institut für Germanistik der Universität Prešov

Martin Surmánek

In den Tagen vom 7. bis 9. November 2012 fand am Institut für Germanistik der Universität Prešov schon zum zweiten Mal ein Weiterbildungsseminar für Hochschulpädagogen und Doktoranden, diesmal zum Thema Recherchetechniken für Übersetzer, statt. Das Seminar wurde vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), konkret von der am Institut für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Prešov wirkenden Lektorin, Meike van Hoorn, M. A., organisiert. Am Seminar nahmen nicht nur Hochschullehrer und Doktoranden der Universität Prešov, sondern auch Teilnehmer von der Comenius-Universität in Bratislava, der Konstantin-Philosoph-Universität in Nitra und der Universität in Trnava teil.

Das Programm des Seminars bestand aus Vorträgen und praktischen Übungen. Das Seminar wurde von Mgr. Michal Dvorecký, PhD. von der Konstantin-Philosoph-Universität in Nitra geleitet. Sein Vortrag bestand aus drei Blöcken. Im ersten Block sprach er über zielgerichtete Arbeit mit Parallel- und Hintergrundtexten. Die Teilnehmer erfuhren, was Paralleltexte eigentlich sind und wie man mit ihnen sowohl in der Übersetzungspraxis als auch im Unterricht effektiv arbeiten kann und wie sie zur Erhöhung der Qualität eines Translats beitragen können.

Im zweiten Block wurde die gleiche Thematik behandelt, doch hier sollten auch die Teilnehmer aktiv werden und Entwürfe von Übungen zur Arbeit mit Parallel- und Hintergrundtexten erarbeiten und vorstellen. Dieser Teil war besonders kreativ und gab allen Teilnehmern nutzbare Impulse zur Arbeit im Übersetzungsunterricht. Schließlich wurde im dritten Block über die Recherche im Internet gesprochen.

Am zweiten Tag wurde das Seminar von PhDr. Marion Bujňáková, CSc. von der Universität Prešov geleitet. Ihre Präsentation bestand ebenfalls aus drei Blöcken, in denen sie sich auf die Arbeit mit Wörterbüchern konzentrierte. Im ersten Block sprach sie über zielgerichtete Arbeit mit Wörterbüchern, wobei im Vordergrund die Arbeit mit ein-, zwei- bzw. mehrsprachigen Wörterbüchern stand. Das Ziel des Blocks war es, den sicheren Umgang mit Sach- und Sprachwörterbüchern zu lernen und zu lehren, was besonders für diejenigen Teilnehmer des Seminars von Bedeutung war, die sich mit der Übersetzungsdidaktik befassen bzw. Übersetzung auch aktiv unterrichten.

Im zweiten Block wurden wieder Übungsentwürfe erstellt und präsentiert, diesmal zum Thema Arbeit mit Wörterbüchern. Nach der Präsentation wurde über die Entwürfe diskutiert. Anschließend sprach die Vortragende noch kurz über die Arbeit mit dem Internet und erarbeitete, wie man mit verschiedenen Quellen umgehen soll und wie die gewonnenen Informationen richtig gewertet und sortiert werden sollten.

Die Übungsentwürfe zu den Themen des Seminars werden in Form von „Slowakischen Heften zur Übersetzungsdidaktik und -methodik 2“ veröffentlicht. Im Namen aller Teilnehmer möchte ich mich sowohl bei der Veranstalterin des Weiterbildungsseminars, der DAAD-Lektorin der Universität Prešov, Meike van Hoorn, M. A., als auch bei den beiden Vortragenden, Mgr. Michal Dvorecký, PhD. und PhDr. Marion Bujňáková, CSc. sowohl für ihre interessanten Themen als auch für die neuen Anregungen zu unserer Arbeit recht herzlich bedanken.

Autoren

Prof. Peter Ďurčo, CSc.

Katedra germanistiky
Filozofická fakulta UCM
Námestie J. Herdu 2
917 01 Trnava
et
Katedra nemeckého jazyka a literatúry
Pedagogická fakulta UK
Šoltésovej 4
813 34 Bratislava
Slowakische Republik
E-Mail: durco@vronk.net

Mgr. Ján Jambor, PhD.

Inštitút germanistiky FF PU
17. novembra č. 1
080 78 Prešov
Slowakische Republik
E-Mail: janjambor@yahoo.de

Doc. PhDr. Dagmar Košťálová, CSc.

Katedra germanistiky, nederlandistiky a škandinavistiky
FF UK
Gondova 2
818 01 Bratislava
Slowakische Republik
E-Mail: kostalova.dagmar@gmail.com

Mgr. Dipl.-Soz. Wiss. Michaela Kováčová

Katedra germanistiky
FF KU
Hrabovská cesta 1,
034 01 Ružomberok
Slowakische Republik
E-Mail: kovacovam@ff.ku.sk

lic. phil. Tobias Lambrecht

Universitaet Freiburg/Schweiz
Germanistische Literaturwissenschaft
Av. del' Europe 20
CH - 1700 Freiburg
Schweiz
E-Mail: tobias.lambrecht@unifr.ch

Mgr. Katarína Motyková, PhD.

Katedra germanistiky, nederlandistiky a škandinavistiky
FF UK
Gondova 2
SK-814 99 Bratislava
Slowakische Republik
E-Mail: kmotykova@yahoo.com

Prof. Dr. Ralph Müller

Universität Freiburg
Philosophische Fakultät
Departement Sprachen und Literaturen
Germanistische Literaturwissenschaft
Av. del' Europe 20
CH-1700 Freiburg
Schweiz
E-Mail: ralph.mueller@unifr.ch

✠ **Ippo Tapani Piirainen**

Steinfurt
Deutschland
E-Mail: piirainen@t-online.de

Mgr. Martin Surmánek

Inštitút prekladateľstva a tlmočníctva
Filozofická fakulta
Prešovská univerzita v Prešove
Ul. 17. novembra 1
080 01 Prešov
Slowakische Republik
E-Mail: martinsurmanek@yahoo.de

Mgr. Dagmara Špotáková

Katedra germanistiky
Filozofická fakulta UCM
Námestie J. Herdu 2
917 01 Trnava
Slowakische Republik
E-Mail: daadkaa@gmail.com

Mgr. Aleksandra Wróbel

ul. Bydgoska 57a/1
64-920 Piła
Polska (Polen)
E-Mail: aleksandra.wrobel@10g.pl

PhDr. Nadežda Zemaníková, PhD.

Katedra germanistiky
FHV UMB
Tajovského 40
974 01 Banská Bystrica
Slowakische Republik
E-Mail: Nadezda.Zemanikova@umb.sk

Manuskripthinweise

Format:

DIN A4,

Seitenränder: oben: 2,5 cm, unten: 2,5 cm, innen: 2,5 cm, außen: 2,5 cm.

Absatz:

Einschub – links: 0 cm, rechts: 0cm

Abstand – vor: 0pt, nach 0pt

Zeilenabstand: einfach

Zeichen:Times Roman

*Verfassername (11pt)***Aufsatztitel (12pt)**

(drei Leerzeilen)

1. Überschrift der ersten Untergliederung (11pt)

(zwei Leerzeilen)

2.1. Überschrift der zweiten Untergliederung (10pt)

(eine Leerzeile)

Text (10pt)

Abbildungen und Graphiken:

Abbildungen, die Sie von Hand oder mittels Graphikprogramm zeichnen, erstellen Sie nach Möglichkeit schon in den Originalgrößen (Zielgröße), in denen sie auf den Buchseiten abgebildet werden sollen.

Soweit Sie Graphiken bereits in die Textseiten einfügen, achten Sie auf die exakte Positionierung und auf genügend ‚Weißraum‘ zwischen Text und Abbildung (oben und unten ca. ½ – 1 Leerzeile).

Bei ‚lose‘ beiliegenden Abbildungen vermerken Sie deutlich die Reihenfolge, z.B. „Auf Seite x im Manuskript einfügen“.

Bibliographische Angaben:

Bibliographische Hinweise in Text und Fußnoten sollen in Kurzform wie folgt gegeben werden:

... Altmann (1981) und Leisi (1971) haben gezeigt ...

... die Beiträge in Bolinger (1972c).

... vor kurzem ausführlich erörtert (vgl. Lipka 1990: 171ff.).

... wie bei Quirk/Greenbaum (1973: 406–429) besprochen.

Die vollständige Bibliographie unter der Überschrift *Literaturverzeichnis* soll auf einer rechten Seite beginnen. Sie sollte im kleineren Schriftgrad gesetzt werden (9 p).

Die Einträge sind nach den Nachnamen der Verfasser/Herausgeber alphabetisch zu ordnen. Mehrere Werke desselben Verfassers sind chronologisch zu ordnen. Bei gleichem Erscheinungsjahr ist zu unterscheiden mittels a, b, c usw. wobei die Doppelnen-nungen eines Autors durch einen Gedankenstrich < – > ersetzt werden. Der zitierten bzw. aktuellen sollte möglichst die erste Auflage nachgestellt werden; Auflagen werden möglichst mit Exponentenziffern angegeben.

Zitierte Nachschlagewerke sind, mit oder ohne übliche Abkürzungen, in alphabetischer Folge ihrer Titel anzugeben in KAPITÄLCHEN.

Beispiele:**(a) Wörterbücher**

ALD5 = OXFORD ADVANCED LEARNER'S DICTIONARY OF CURRENT ENGLISH. Hg. Jonathan Crowther. Oxford: Oxford University Press 51995 [11948 Komp. A. S. Hornby].

LGWBDAF = LANGENSCHIEDTS GROSSWÖRTERBUCH DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE. Hgg. Dieter Götz, Günther Haensch, Hans Wellmann. Berlin etc.: Langenscheidt 1993.

W III = WEBSTER'S THIRD NEW INTERNATIONAL DICTIONARY OF THE ENGLISH LANGUAGE. Hg. Philip Gove. Springfield, MA: Merriam 1961 [Supplement 6000 Words 1976].

(b) Sonstige Literatur

Altmann, Hans (1981): Formen der „Herausstellung“ im Deutschen. Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 106).

– (Hg.) (1988): Intonationsforschungen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 200).

Bolinger, Dwight (1972a): Degree Words. – The Hague, Paris: Mouton.

– (1972b): „Accent is Predictable (if you're a Mind-Reader).“ – Language 48, 633–644.

– (ed.) (1972c): Intonation. – Harmondsworth: Penguin.

Grice, H. Paul (1975): „Logic and Conversation.“ – In: P. Cole, J. L. Morgan (eds.): Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts, 41–58. New York: Academic Press.

Leisi, Ernst (1953; 21971): Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen. – Heidelberg: Winter.

Lipka, Leonhard (1984): Review of: Studies in English Linguistics for Randolph Quirk, ed. by S. Greenbaum et al. (London, New York, 1980). – Anglia 102, 472–478.

Vater, Heinz (1975): Werden als Modalverb. – In: J. P. Calbert, H. Vater (Hgg.): Aspekte der Modalität, 71–148. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 1).